P.o.germ. 283 oc

<36616701520015

<36616701520015

Bayer. Staatsbibliothek

R.o.germ. 283 oc

Schloß Goczyn.

44 DG

Im Verlage von **Joh. Urban Kern** in **Breslau** sind erschienen:

Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn“:

Düringsfeld, Ida von, Schloß Goczyn. Zweite Auflage. 1 Rthlr. 10 Sgr.

—— Skizzen aus der vornehmen Welt. 4 Bde.
1r. Bd. Marie, Novelle. 1 Rthlr. 15 Sgr.
2r. Bd. Haraldsburg. 1 Rthlr.
3r. und 4r. Bd. Hugo. 2 Bde. 2 Rthlr.

—— Magdalene. 2 Bde. 2 Rthlr. 15 Sgr.

—— Schriften. 7 Bde (enthaltend: Schloß Goczyn — Marie — Haraldsburg — Hugo — Magdalene) zusammen 5 Rthlr.

—— In der Heimath. Briefe eines Halbjahres, vom Blätterknospen bis Blätterfallen. 2 Rthlr.

—— Hedwig. Novelle. 15 Sgr.

—— Lieder meiner Kirche. 2½ Sgr.

—— Byron's Frauen.

Ferner:

Aus der Residenz. Schicksale eines Fürstensohnes. Roman in 2 Bden. 2 Rthlr. 20 Sgr.

Bulwer, Lady, Cheveley oder der Mann von Ehre. 8 Thle. 1 Rthlr.

Eine Kunstreise und ihre Folgen. Lebensbild aus einer kleinen Stadt. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Eitner, Karl, der Titanide. Novelle. 2 Bde. 1 rtlr. 25 sgr.

Elisenhof. Roman aus der großen Welt. Von Jeanne Marie. 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Großmann, Julie von, Gedichte. 1 Rthlr. 10 Sgr.

In Breslau. Gedichte von Gustav Freytag. 22½ Sgr.

Herbstrosen. 1r. Bd. Erzählungen. Von M. Wiener. 1 Rthlr.

—— 2r. Bd. Erzählung von M. v. Stambke. 1 Rthlr.

Kern, J. U., Schlesische Sagen-Chronik. 22½ Sgr.

Liederbuch der Lätitia. 25 Sgr.

Strachwitz, Moritz Graf, Lieder eines Erwachenden. 22½ Sgr.

Schloß Goczyn.

Aus den Papieren
einer Dame von Stande.

Von

Ida von Düringsfeld,
Verfasserin von „Magdalene“, „Hugo“, „In der Heimath“ etc.

> Oh, Love! what is it in this world of ours
> Which makes it fatal to be lov'd?
>
> Lord Byron.

Zweite Auflage.

Breslau,
Verlag von Joh. Urban Kern.

1845.

23. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Es hatte den Tag über geregnet; Schloß Goczyn stand in den aufdampfenden Nebeln. Von den Bäumen fielen die Tropfen auf die Steine, ein Geräusch veranlassend, das allein die unheimliche Stille des dumpfen, kalten Abends unterbrach. Wären die Bäume nicht grün gewesen, man hätte sich, statt im Juni, im November geglaubt.

Auch im Schlosse war es ruhig. Die Thore waren für die Nacht geschlossen worden, und die Dienerschaft hatte sich in einem der gewölbten Räume des Erdgeschosses zur Abendmahlzeit versammelt. Einem Fremden, der sich verirrt und dann plötzlich das Schloß erblickt hätte, wäre der düstere schweigende Bau, wie er in undeutlichen Umrissen vor ihm stand, vielleicht wie ein Traumgebild erschienen; einem Dichter gewiß.

In einem der oberen Zimmer, dessen Einrichtung eine geschmackvoll phantastische Vermischung alter

Pracht mit modischer Behaglichkeit zeigte, saßen Alexander und Edgar von Aarhausen, beides hochgewachsene junge Männer, von vornehmer Haltung, mit blondem Haare und hellen geistvollen Augen. Der erste mochte ein und dreißig Jahre zählen, der andere etwas jünger sein. Es waren edle Gestalten, wie sie in dieses Schloß gehörten, einander sehr ähnlich und doch völlig von einander verschieden; Alexander ein Vorwurf für den Maler, Edgar eine Erscheinung für den Dichter, das heißt für einen Dichter unserer Zeit.

Wie draußen, war es auch im Zimmer still. Beide Brüder schienen mit den verschiedenen Büchern und Zeitungen beschäftigt, welche den Tisch vor ihnen bedeckten. Daß sie es nicht waren, sah man leicht, nur daß Edgar mit Ruhe an etwas Anderes zu denken schien, während Alexander unruhig und zerstreut war.

Das Schweigen dauerte lange. Die Schloßuhr schlug zehn. Beide junge Männer hörten unwillkührlich auf die hohlen Schläge, welche langsam aufeinander folgten. Als der letzte in dem weitläufigen Gebäude verhallt war, nahm Alexander seine Uhr zur Hand und stellte sie etwas vor. Dann blickte er in das dämmerige Dunkel, welches die Lichter auf dem Tische in dem langen Zimmer nicht zu zerstreuen vermochten, und fragte wie mit einem plötzlichen

Entschlusse, aber anscheinend ohne Bewegung: „Und Clementine? hast Du sie nach meiner Verlobung gesehen?"

Edgar zog eine Zeitung auseinander und antwortete ruhig: „Nein; wozu wäre das gewesen? Auch ist sie bald nachher abgereist."

„Nach dem Rheine?" fragte Alexander. „Nach Preußen, zu ihren Verwandten;" antwortete Edgar. Wieder schwiegen Beide einige Minuten; endlich richtete Edgar seinen ruhigen Blick auf den Bruder und sagte: „Du hast das Eis gebrochen; ich gestehe, daß ich Dich nicht begriffen habe." Alexander sah vor sich nieder, Edgar fuhr fort: „Kannst Du mir einen Grund für Deinen Entschluß angeben, und willst Du es?"

„Ich liebte sie nicht."

„Das wußt' ich."

„Und begreifst mich dennoch nicht?"

„Liebst Du denn Deine Braut?"

„Nein;" sagte Alexander mit trübem Lächeln.

„Liebt sie Dich mehr, als Clementine Dich liebte?"

„Gewiß nicht."

„Sie ist hübscher?"

„Hübscher und jünger; doch was ist das für mich!"

„So hat der Adel Dich bestimmt?"

„Vielleicht; und warum auch nicht, da ich ganz ohne Leidenschaft wählte?"

„Noch immer diese Thorheit?" fragte Edgar mit spöttischem Lächeln.

„Jetzt und immer. Aber warum verstellst Du Dich selbst gegen mich?"

„Du irrst; was ich fühle, gehört nicht hierher; was ich aber sage, denk' ich. Deine Gesinnung ist der Zeit gegenüber eine Thorheit."

„Möglich, oder lieber gewiß. Aber laß uns nicht noch einmal darüber streiten. Ich ändere die Zeit, Du änderst mich nicht. Hätte ich Clementinen geliebt, so würde meine Liebe meine Gesinnung besiegt haben; selbst jetzt hat diese mich nicht bestimmt, nur mit geleitet. Mein Grund ist ein anderer: ein armes Mädchen durft' ich ohne Liebe wählen, ein reiches nie."

„Wie Clementine Dich liebte, würde sie sich mit jedem Gefühle, das Du ihr geboten, begnügt haben."

„Glaubst Du das wirklich?" fragte Alexander; das tiefste Weh zog über sein edles Gesicht, und er setzte hinzu: „Edgar, Du hast noch wenig gelernt!"

„Ja, ich bin ein etwas ungelehriger Schüler," sagte Edgar kalt; „aber glaubst Du, Deine Braut

werde sich immer mit dem begnügen, was Du noch zu bieten hast, und was sehr wenig sein muß, da Du so äußerst bescheiden im Anbieten bist."

„Wenn ich es nicht glaubte, wäre sie nicht meine Braut!" antwortete Alexander mit Ruhe. „Ich glaube es nicht nur, ich bin dessen gewiß; sie ist ein einfaches Kind, das die Leidenschaft kaum dem Namen nach kennt. Sei versichert, Edgar," setzte er ernster hinzu, „ich habe gewählt, was das Beste für mich war, das Beste auch für Clementinen. Jetzt leidet sie nur, mit mir wäre sie unglücklich geworden; leiden ist aber besser als unglücklich sein."

Er stand auf und reichte dem Bruder die Hand. Edgar drückte sie mit mehr Herzlichkeit, als man ihm zugetraut haben würde, und sie trennten sich für die Nacht, aber nicht, um zu ruhen. Alexander lehnte sich, in sein düsteres Schlafzimmer eingetreten, schweigend an das Fenster, welches über Graben und Brücke hin eine Aussicht in den Garten gewährte, in dessen Bäumen jetzt ein hohler Wind laut zu werden begann. Edgar ging in dem stets für ihn bestimmten und ihm deshalb völlig heimischen Zimmer mehrmals auf und nieder und setzte sich dann zum Schreiben.

Alexander dachte an das Mädchen, von welchem er mit Edgar gesprochen hatte. Er machte sich

Vorwürfe. Er hatte Clementinen nicht verlockt, ihn zu lieben; aber er hatte ihre Neigung empfunden und sich ihr nicht eher entzogen, als bis es zu spät war. Der Zauber, sich in einem reinen Herzen zu wissen, hatte ihn gebannt, und als er ihn brach, mußte er dieses Herz mit brechen. Das fühlte er nun, und fühlte mit diesem edlen Schmerz zugleich zum tausendsten Male den brennenden der Stunde, in welcher einst sein Herz zerrissen ward. Er mußte aufs Neue mit aller seiner Kraft gegen seine Weichheit kämpfen, er wollte um jeden Preis überwinden und rief mit festem Willen das Bild seiner Braut zu Hülfe. Sie erschien ihm in ihrer Jugend, ihrer Sanftmuth, ihrer kindlichen Schüchternheit; er verweilte mit Rührung auf diesem reinen Bilde und sagte endlich mit würdigem Vertrauen: „ich kann noch glücklich werden."

Edgar schrieb:

„Sie wollen, daß ich Ihnen von hier aus schreibe, „Hortense, und ich thue Ihnen wie immer den „Willen. Thu' ich damit doch auch meinem Herzen „den Willen! Es hat sich's gefallen lassen müssen, „von mir aus Ihrer Nähe genommen zu werden; da „kann ich's ihm wol erlauben, daß es jede stille „Stunde benütze, um bei Ihnen zu sein."

„Zürnen Sie, daß ich Sie verließ, Hortense? „Es schien mir so bei dem letzten Kusse; aber thun

„Sie es nicht. Es ist wahr, ich konnte mit Ihnen „unter Blüthen und Nachtigallen sein; wir hätten „köstliche Stunden verlebt, während ich jetzt die „Gewißheit habe, eben diese Stunden ganz gleich= „gültig hinzubringen, und Sie am Ende aus langer „Weile eifersüchtig auf — Ihren Mann werden. „Aber ich mußte fort, Hortense. Der Kopf brannte „mir, ich lechzte nach anderer Luft, als der, die ich „täglich einathme; ich mußte reisen, mich aus mir „selber aufrütteln, gleichgültige Gesichter sehen und „tausend Dinge in einem Augenblicke hören, um sie „im nächsten wieder zu vergessen. Das Einerlei „bleibt eben, was es ist, selbst wenn es Sie in sich „begreift, Hortense. Ich wäre unerträglich gewesen „diesen Winter, wäre ich geblieben, und es ist eben „so um Ihret= als um meinetwillen, daß ich reise. „Oder denken Sie nicht mehr an einige Abende in „den letzten Wochen? Ich sollte es nicht meinen; „sie waren nicht dazu gemacht, und dergleichen „würden Sie ohne meine Flucht noch öfter und noch „schlimmer erlebt haben. Komm ich aber zurück, so „wird es so erträglich sein, als ich überhaupt sein „kann.“

„Wie soll ich mir Sie jetzt denken, Schwärmerin? „Ich meine, am Flügel sitzend, mit der linken Hand „gedankenlos Accorde suchend, während die rechte

„herunterhängt, weil ich nicht da bin, um sie zu „fassen. Und wie erscheine ich Ihnen? In lauter „Nebel und Schauer eingehüllt, darauf wollte ich „wetten. Aber es ist nicht so arg hier in unserem „Schlosse; es sieht nur von Weitem, und wenn ich „in phantastischer Laune es zeichne, so grausig aus; „wirklich drinnen lebt sichs wie überall. Ich spreche „nämlich von dem eingerichteten Theile; in dem „andern, der noch dazu der größere ist, hausen aller- „dings sowohl Eulen als Fledermäuse, und eben „dieser Gegensatz nimmt dem Comfort hier das „Langweilige. Auch liebe ich Goczyn und wünschte, „daß Sie es einmal sähen, damit Sie Alexander „kennen lernten, denn in Ihrem Gesellschaftszimmer „haben Sie ihn nur gesehen. Unser gesellschaftliches „Leben ist kein Hintergrund für seine Gestalt; er „hätte in das sechszehnte Jahrhundert gepaßt, wo „der letzte Glanz des Ritterthums sich mit dem ersten „der Verfeinerung verschmolz. In diesem Lichte „denken Sie sich ihn, wie er Sammet trägt, im „Harnisch kämpft, Maria Stuart liebt uud für sie „stirbt. — Doch ich fürchte, ich verschwende meine „Mühe, Ihnen sein Bild zu malen, denn Sie grollen „ihm ja. Und warum? Weil er nicht lieben konnte. „Daß in euren Augen das doch immer unser größtes „Unrecht ist! Wir können Alles begehen, nur sollen

„wir auch lieben. Daß er nicht lieben konnte, ist „Alexanders einzige Schuld; er wollte Clementinen „für ihr glühendes Gefühl kein lauwarmes bieten. „Ich an seiner Stelle hätte sie geheirathet, sofern sie „mich gewollt hätte, wie ich war. Entscheiden Sie „nun, wer Recht habe. — Ich schreibe eilig, denn ich „werde müde. Der guten B. meinen besten Gruß; „wahrlich, sie ist ein Muster von Freundschaft, Briefe „an sich richten zu lassen, die für eine Andere ge„schrieben sind. Leben Sie wohl, Hortense, und „bewahren Sie mir mein Glück."

„Ihr Edgar."

Fast in einer Stunde mit diesem Briefe wurde, sechs Meilen von Goczyn entfernt, von Alexanders Braut der folgende geschrieben.

„Liebste Auguste!"

„Wie traurig es mich macht, daß Du übermor„gen nicht hier sein kannst, brauch' ich Dir nicht erst „zu sagen. Ich hatte mir's immer so schön gedacht, „wenn Du mir den Kranz aufsetzen würdest, und „nun ist es nichts. Ach, denke wenigstens recht oft „an mich! Es ist doch immer ein sehr ernster, wich„tiger Tag; ich werde gewiß recht glücklich werden, „aber das Herz schlägt mir doch sehr bange, und ich

„bitte Gott täglich inniger, daß er mir Kraft gebe, „meine Pflichten alle treu zu erfüllen.“

„Die Gesellschaft wird nur klein sein, außer den „Verwandten, den guten Werders und Pastors ist „Niemand eingeladen. Aarhausen hat es so ge„wünscht, auch ist es wol für unsere Verhältnisse „am besten. Mein Anzug wird gleichfalls sehr ein„fach sein; nur Mull und mit langen Aermeln. Ich „gestehe, ich hätte lieber den Atlas obenauf getragen „und kurze Aermel; aber Aarhausen sagte: ich „wünschte Sie so einfach als möglich zu sehen, liebe „Mathilde; konnt' ich da wol anders? Er sagt Alles „immer sehr sanft, und doch so, als könnte man nicht „anders wollen, wie er sagt. Ich will es auch gern; „er muß natürlich Alles besser wissen, als ich, die „ich noch so unerfahren bin. Ueberhaupt, liebste „Auguste, ich weiß noch immer nicht recht, wie ich „einem solchen Manne habe gefallen können, da ich „doch eigentlich ein ganz unbedeutendes Wesen bin, „und er gewiß schon so Viele gesehen hat, die mich „in Allem übertrafen. Zu Dir gesagt, ich habe mir „unter einem Brautstande immer ein ganz anderes „Verhältniß gedacht, als das unsrige ist. Was man „gewöhnlich zärtlich nennt, ist Aarhausen gar nicht; „er zeigt sich wol sehr liebevoll, aber immer nur, als „geschäh' es aus Güte. Doch er muß mich wol

„lieben, warum würd' er mich denn sonst gewählt
„haben, und man sagt ja auch immer: die Liebe, wie
„sie in Büchern geschildert werde, finde sich im Leben
„nicht. Da muß man sich denn darein schicken, ob-
„gleich es schöner wäre, wenn man sie fände. Viel-
„leicht wird er auch später noch zärtlicher, wenn ich
„mir erst recht seine Zufriedenheit erwerben kann.
„Er sagte selber: wir würden eigentlich erst mit ein-
„ander bekannt werden, und es ist auch wahr; wir
„haben uns kaum zehn Mal gesehen, und ich bin
„noch gar zu ängstlich. Wären wir allein, so würde
„ich noch eher mit Zutrauen zu ihm sprechen können,
„wenigstens scheint mir's so, aber wir sind es bisher
„noch nie gewesen, und da scheue ich mich immer
„vor der Mutter. Morgen wird er nun mit seinen
„beiden Brüdern kommen, und übermorgen fahren
„wir gleich nach der Trauung nach Goczyn, wo
„dann meine Heimath sein wird. Bitte Gott, daß
„er sie segne, meine Auguste, und bleibe auch ferner-
„hin, was Du bisher warst,

„Deiner
„halbfrohen, halbtraurigen Mathilde."

Zweites Kapitel.

Am Abend des nächsten Tages kam Alexander mit seinen beiden Brüdern auf dem Gute der Frau von Hain an. Edgar hatte mit seinem Urtheile gewartet, bis er mit eigenen Augen gesehen haben würde, und war nach einigen Stunden mit der Wahl seines Bruders zufrieden. Er fand einen einfachen, aber eleganten Haushalt; eine ernste und nützliche, aber vornehme Bildung; einen freundlichen Empfang, ohne Geräusch und Unsicherheit; mit einem Worte, nichts, was ihn verletzt hätte, und das war bei Edgarn viel.

Frau von Hain war, obgleich Mutter von sechs Kindern, noch schön; sie war auch geistreich, aber nicht liebenswürdig; ein im höheren Sinne sittlicher, strenger, ja fast unbeugsamer Charakter, der sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, in jeder ihrer Aeußerungen hervortrat, zog nicht an. So hatte sie auch ihre Kinder mit zu großer Strenge erzogen, weshalb alle bis zur Aengstlichkeit schüchtern und zurückhaltend waren. Mathilde stand selbst als Braut noch so ganz unter diesem Einflusse, daß ihr Wesen immer verhüllt erschien; doch dämmerte freilich

unendliche Lieblichkeit hindurch. Edgar betrachtete Mathilden lange; er hatte sie nicht so ausgezeichnet in der Erscheinung erwartet, doch war sie nicht eigentlich nach seinem Geschmacke. Sie war nicht groß, nicht schlank, wenn auch sehr zart von Formen; Edgar aber liebte hohe, schlanke Gestalten; die Frauen, welche solche hatten, erschienen ihm stolzer, und er siegte nur über stolze Frauen gern. Die demüthigende Jungfräulichkeit Mathildens war etwas, das ihn mit Furcht vor langer Weile berührte; er begnügte sich seiner baldigen Schwägerin sehr achtungsvoll zu begegnen und suchte dann die Unterhaltung ihrer Mutter. Er mußte sich am Ende des Abends gestehen, daß er sich nicht bald geistig so befriedigt gefühlt habe; auch der Lehrer der jüngeren Kinder, Herr Altheim, hatte das Gespräch verständig unterstützt; seine Zöglinge hatten nicht gestört.

Alexander war still gewesen; ein Absondern von der Gesellschaft war ihm und Mathilden nicht gestattet, und in der Gesellschaft hatten sie sich nichts zu sagen gewußt. Heinrich, der jüngere Bruder, hatte die Braut seines Ideals, als welches ihm Alexander galt, nur mit stiller Verehrung betrachtet; er schwieg auch, als er mit den Brüdern sich von der Familie trennte, und in die Zimmer, die man ihnen angewiesen, hinaufging. Als Alexander ihn liebevoll

fragte, wie Mathilde ihm gefallen? sagte er nur: „sie ist schön;“ und lehnte sich dann an das Fenster, unter welchem eine junge Akazie duftete, die zum ersten Male und daher später blühte, als die andern, die schon ausgeblüht hatten. Dort träumte er sich leidenschaftlich voraus in die Zeit, wo auch er Bräutigam sein und ihm sein Blut von der Schönheit eines Mädchens siedend zum Herzen getrieben werden würde. Er kannte diese Empfindung noch nicht; die Brüder waren alle von wundersam verschlossener Natur; nur Alexander hatte geliebt; Edgar war in manchem Verhältnisse gewesen, aber nur seine Sinne waren bewegt worden, das Herz war ihm nicht aufgegangen, und eine Frau hatte nie eigentlich Macht über ihn gewonnen. Vor Allem wollte er gut unterhalten sein; er ließ sich daher nur von geistreichen Frauen anziehen. Mädchen ließen ihn meist gänzlich kalt, besonders eben aufblühende. Alexander erwartete daher auch durchaus keine lebhaften Aeußerungen von ihm, sondern war von einer ruhigen Antwort auf eine eben solche Frage völlig befriedigt.

Am andern Morgen war die Trauung, ganz still und im Hause. Der Prediger, der sie vollzog, war, als Mathildens Vater noch lebte, mehrere Jahre ihr Lehrer gewesen, vor Allem hatte sie ihre religiöse Bildung von ihm empfangen. Auch eingesegnet hatte

er sie; er sprach daher mit Rührung und Liebe. Mathilde stand im heiligsten Sinne des Wortes vor Gott; ihre Augen schienen in den Himmel zu blicken, so fromm war ihr Ausdruck. Alexander war ebenfalls bewegt, und ward es noch mehr, als der Prediger nach der Feierlichkeit einen Augenblick benutzte und ihn bat, Mathildens Seele zu schützen. „Sie ist bis jetzt nicht nur von jedem Flecken, selbst von jedem Hauche rein geblieben!" sagte der würdige Mann; „sie ist im schönsten Sinne ein Kind; machen Sie, daß sie es bleibe! Lassen Sie ihr die Unwissenheit in tausend Dingen; geben Sie ihr keine Erfahrung; es ist ein zweifelhaftes Gut, der Frieden ist ein sicheres, und Frieden hat sie bisher gehabt, mit sich, mit Gott und der Welt! Vor Allem bitt' ich Sie herzlich, spotten Sie nie über ihren Glauben; er ist das Beste, was ich dem lieben Kinde gegeben habe; ich wäre sehr unglücklich, wenn er ihr genommen würde." Darauf bat er um Entschuldigung wegen seiner Freimüthigkeit; das hätte er aber nicht nöthig gehabt, denn Alexander nahm sie mit Dank und Achtung für den Mann, der so sprach, auf. Alexanders einfache Antwort beruhigte diesen auch vollkommen, wenn es nach näherem Betrachten solch edler Gestalt überhaupt noch der Beruhigung bedurft hätte. So blickte er heiter der lieben Schülerin entgegen, als sie

nach dem Frühstücke zum letzten Male für jetzt in das Zimmer trat. Der Abschied, der nun folgte, war kurz; Frau von Hain erlaubte sich keine Bewegung; es hatte kommen müssen, wie es kam; sie war völlig gefaßt und erwartete dasselbe von Mathilden und ihren jüngeren Kindern. Edgar küßte ihr und Mathilden die Hand; er wollte gleich nach Alexander abreisen, aber nach einer andern Richtung. Heinrich begleitete das junge Paar nach Goczyn; das Band, welches Mathilden an ihr Mädchenleben gebunden hatte, war gelöst, und die rastlose Bewegung der Räder führte sie ihrem neuen Schicksal entgegen.

Als sie im Wagen saß, weinte sie heiße Thränen. Alexander störte sie mit keinem Worte; aber er legte seine Arme sanft um ihre Schultern und zog sie leise an sich. Sie mußte Vertrauen zu ihm fühlen, denn sie gab ihm ohne Widerstand nach und legte selber den Kopf an seine Schulter. Er ließ sie lange so sich anschmiegen; endlich küßte er leise ihre Stirne; sie erröthete unter diesem Kusse, aber sie blickte auf und mit kindlicher Zuversicht an ihm in die Höhe. Die schönen, frommen Augen waren ihm unendlich rührend; er sah mit einem Blick, in dem seine edle Seele lag, lange hinein. Mathilde schlug sie nicht nieder, wenn sie auch glühender und glühender erröthete. „Nicht wahr, Du fürchtest Dich nicht bei mir?“

fragte er lächelnd, und sie schüttelte den Kopf, während schelmisches innerliches Lächeln ihrem Gesicht einen ganz neuen Reiz gab. „Sieh nur," sagte er jetzt, „wie stattlich Heinrich uns fährt; es ist doch eigentlich zu viel, solchen vornehmen Kutscher zu haben." — „Dafür ist's auch Hochzeit;" sagte sie schelmisch ernsthaft. Ihr wurde im Grunde immer mehr zu Muthe, wie einem Vogel, der zum ersten Male aus dem Käfig kommt. Die Mutter hatte sie immer getadelt, wenn sie gelacht hatte; jetzt fühlte sie mit Lust, sie dürfe lachen, und die süßeste Heiterkeit brach hervor. Alexander hatte dabei dieselbe Empfindung, wie an einem schönen hellrothen Morgen; auch selbst das rasche, sichere Vorwärtsrollen des Wagens machte ihm einen wohlthuenden Eindruck, und auch er wurde immer heiterer und liebenswürdiger, so daß Mathilde endlich freudig ausrief: „aber ich habe Dich noch gar nicht gekannt!" Er antwortete ihr auf's Liebevollste, und sie merkten erst an dem Zunehmen des Dunkelwerdens, daß sie schon lange gefahren waren. Mathilde wurde nun mit einem Male ungeduldig und fragte nach Goczyn. Alexander sah sich um, wo sie wären, und sagte dann: sie hätten noch eine halbe Meile. Eine halbe Meile ist lang für den Ungeduldigen; doch Mathilde war gewöhnt, jede lebhafte Aeußerung ihrer Empfindungen zu un-

terdrücken, und saß ganz still, nur daß sie von allen Seiten neugierig aus dem Wagen sah.

Nach einer Viertelstunde bogen sie von der großen Straße links ab, und vor ihnen lag das ruhige Abendroth, Wiesen im Dämmer und ein mit alten Eichen malerisch besetzter Weg. „Nun sind wir auf unserem Grund und Boden;“ sagte Alexander. Die Pferde erkannten den Weg und gingen muthiger; das Rollen der Räder tönte weithin durch die stille Gegend. Mathilde drückte ihre kleinen Hände fest zusammen und athmete schneller. Die Sterne fingen an in der hellen Nacht zu leuchten, der Weg machte eine neue Wendung, eine dunkle Spitze trat hinter den noch entfernten Bäumen hervor; „da ist der Thurm,“ sagte Alexander. Sie kamen näher, er wurde deutlicher, und sie konnten schon einen Theil von dem Dache des Schlosses sehen; da brachen plötzlich an der Höhe des Thurmes glänzende Flammen hervor. „Mein Gott, er brennt!“ schrie Mathilde, Alexander aber erwiederte lächelnd: „aus Liebe zu Dir!“ Sie merkte nun, daß es eine Erleuchtung sei, und sagte: „aber er kennt mich ja noch nicht.“ — „Kann man sich denn nicht nach Hörensagen verlieben?“ fragte Alexander, doch Mathilde antwortete nicht; ihre Augen waren begierig auf den dunklen Bau gerichtet, welcher, von den wehenden Flammen

vom Thurme herab wundersam beleuchtet, nun ganz vor ihr lag. Der Weg erhob sich etwas aus den Wiesen; die Bäume standen dichter, aber nur in Gruppen, indem immer freie Stellen licht zwischen ihnen lagen. Jetzt erhellte sich auch das Schloß, Mathilde sah eine Menge Leute neugierig davor versammelt, der Wagen war bald unter ihnen, und die Herrschaft empfing Grüße aller Art, je nachdem die Grüßenden Leute von den Gütern Alexander's, oder aus dem Städtchen Goczyn waren. Der Wagen rollte durch den düstern Thorweg in den Hof; auch hier war das Schloß ringsumher erleuchtet und jede Ranke an den grauen Mauern spielte in Licht. Der Gärtner, ein alter Soldat, gab das Zeichen zu einem dreimaligen Hurrah; einige der Leute, welche sich dem Wagen nachdrängten, wagten es mitzurufen; die Uebrigen bekamen dadurch Muth, und nun schrie Alles ohne Aufhören, und das halblaute Fluchen des Gärtners vermochte nicht, diesem Ausbruche von Begeisterung Einhalt zu thun. Zugleich ertönte eine reiche, rauschende Musik, und mitten in diesem Getöse half Alexander seiner jungen Frau aus dem Wagen. Sie hatte den Hut abgenommen, so daß ihr liebliches Gesicht ganz gesehen werden konnte, und grüßte mit der holdesten Freude. Alexander sprach mit einigen der angesehensten Bürger des Städtchens;

der Fleischermeister nahm diese Gelegenheit wahr, die junge gnädige Frau um ihre Kundschaft zu bitten; der Schuhmacher hätte gern dasselbe gethan, hätte Alexander nicht nach freundlichen Grüßen Mathilden den Arm geboten und sie in das Schloß geführt. Treppe, Flur, Vorzimmer, Speisesaal war voll von Lampenglanz und Lichtern und von Kränzen durchduftet; Alles sah so festlich aus, als habe der alte Bau sich recht mit Liebe schmücken lassen, um die junge Schönheit zu empfangen. Während Heinrich rasch die Kleider wechselte, stellte Alexander Mathilden die Diener des Hauses vor; sie gewann diese sogleich durch liebliche Güte. Als Heinrich kam, setzte man sich zu Tische, während draußen die Menge der Gaffenden und die kleinere Zahl der Alles mit weiser Miene Beschauenden mit Kuchen und einigem Getränk bewirthet wurden. Einige Witzköpfe darunter wünschten schlau: es möchte alle Abend Hochzeit sein; in dem Lobe der schönen jungen Frau aber waren Kluge und Einfältige nur einer Stimme. Alexander und Heinrich, in deren Mitte die zarte blühende Gestalt saß, hatten diese Empfindung natürlich noch tausendmal lebhafter; Heinrich war leidenschaftlicher als je von dem Gefühle bewegt, das eigentlich schon Liebe ist, nur noch ohne Gegenstand; Alexander sah innig in das sanfte Gesicht, welches

fortan sein Leben erhellen sollte. Es war jetzt ein wenig blässer als gewöhnlich, aber dennoch frisch wie eine Blume; das blaßbraune Haar hing in einigen weichen Locken daran herunter; die längste der Lokken lag auf dem zarten Halse, welcher von dem weißen Kleide nur halb verhüllt wurde. Alles an ihr war völlig einfach und mädchenhaft; nur die reichen Brillant-Ohrringe, welche sie nicht abgelegt hatte, deuteten auf etwas Fremdartiges hin, was mit ihr vorgegangen. Die Musik tönte gedämpft darein. So saßen sie wol eine Stunde, alle drei oft still vor sich hinsinnend; da neigte sich Alexander lächelnd zu Mathilden. Sie erröthete und machte, indem sie aufstand, zum ersten Male von ihrem Hausfrauenrechte Gebrauch. Nun wollte sie noch in den Garten; Heinrich hatte ihr gestern so viel davon erzählt. Er begleitete sie jedoch nicht; er blickte ihr träumend nach, wie sie an Alexander's Arm aus der Pforte trat und über die Brücke ging. Als sie im Garten war, verschwand sie bald zwischen den Linden; er drückte seine Stirn an die Scheiben, denn das Glas war kalt und seine Stirne glühte. Unten hatte die Menge sich bis auf einige Neugierige entfernt; die Musik war verstummt; auch im Garten war es, trotz alles Lärms im Hofe, still geworden. Die Vermählten gingen langsam auf den sich schlängelnden Wegen

hin; ein zarter Dunst hing wie Schleier unter dem Sternenlicht zwischen den Bäumen an dem Kanale; große Jasminsträuche, einzelne verspätete Nachtviolen dufteten in der warmen Luft; Feuerlilien, welche auf einem länglichen Rasenplatze wuchsen, waren deutlich zu erkennen; nicht weit davon glänzte eine Gruppe weißer Rosen im dunkeln Schatten. Einige Nachtigallen schlugen bald hier, bald da. Mathilden war es, als sei sie in der Heimath des Traumes. „Ich werde hier zu glücklich sein!“ sagte sie.

Drittes Kapitel.

Was Mathilde an dem ersten Abend ausgesprochen hatte, schien in Erfüllung zu gehen; sie war überglücklich, denn sie war ohne einen Gedanken, daß es je anders werden könne. Zudem dachte sie nicht daran, daß ihr Glück größtentheils nur in ihrer Empfindung lag; doch schützte auch Alexander ihr Leben so schön, daß es natürlich war, wenn sie glaubte, er thue noch mehr. Sie hatte sich zwar schon nach Liebe gesehnt, aber eigentlich war sie doch noch nichts weiter als ein Kind, bei der Mutter ein

stilles und ernstes, jetzt in der neuen Freiheit ein frohes, spielendes Kind, welches Alles nachholte, was es bisher nicht hatte treiben dürfen. Schon daß sie schlafen konnte, so lange sie wollte, und anziehen, welches Kleid ihr an dem Tage eben am meisten gefiel, machte sie herzinnig vergnügt: wie vielmehr nun nicht das Bewußtsein, daß sie in Allem ihre eigene Herrin sei; denn Alexander dachte nicht daran, ihr Herr zu sein, er freute sich vielmehr, wenn sie recht viel wollte, denn es war immer etwas Kluges, dessen Ausführung auch ihm Vergnügen machte. — Heinrich, der sich in Goczyn von einer ernstlichen Krankheit erholen sollte und daher länger als gewöhnlich blieb, war ihrem leichtesten Einfalle blind unterworfen. Bei Spaziergängen starrte er unverwandt nach ihren Augen, um ihnen abzuspähen, von welcher Blume sie etwa angezogen würden; diese bot er ihr im nächsten Augenblicke, wenn er sie auch aus Nesseln oder Dornen hatte pflücken müssen. Er hatte großes Talent zum Zeichnen, aber keine Geduld es auszubilden; nur in Stunden der Unruhe zeichnete er und daher immer nur hastige Umrisse, aber sein inneres wildes Jugendleben zuckte in diesen, und Jeder, der sie sah, ward davon überrascht. Eine solche Zeichnung brachte er ihr fast täglich, und immer bezog sie sich auf etwas, das den Tag vorher

durch Mathilde in ihm angeregt worden war. Die Blumen, welche sie zu Sträußen und Kränzen unermüdlich verwand, reichte er ihr ebenso unermüdlich zu, und im Garten arbeitete er oft mit dem Morgenrothe, wenn etwas nicht ganz ordentlich war und der alte Gärtner Henne nicht Zeit hatte, es zu machen. Mathilde hatte für dieses alles ihn auch herzlich lieb; wenn er einmal nicht da war, rief sie nach ihm, wie nach einem verlorenen Kinde; ein Kuß war oft seine Belohnung, und endlich durfte er sie Schwester und Du nennen. Er hatte sich erst lange nicht dazu entschließen können, es war ihm wie Vermessenheit vorgekommen; als er es endlich über die Lippen gestoßen hatte, war er an den Kanal geeilt, wo sich Erlen ganz dicht an diesen drängten, und hatte geweint; ob aus Lust oder Weh, das hatte er nicht gewußt, aber die Thränen waren ihm glühend aus den Augen gestürzt. Mathilden's Schönheit mochte ihn wol so aufregen; er hatte eine leidenschaftliche Empfindung von aller Schönheit, und nun war diese blühende ihm täglich so nahe. Aus dieser steten Nähe, in welche er mit Frauen bisher noch nie gekommen war, mochte es sich auch erklären lassen, daß Mathilde ihm als das reizendste Weib erschien und manche schönere Gestalt, die er schon gesehen, vor dieser neuen ganz verschwand.

Mit dem Haushalte sich zu beschäftigen, hatte Mathilde nicht nöthig; die runde, stattliche Frau Henne hatte sowol, als Alexander's Oheim noch lebte, als später für Alexander das Regiment in Wirthschaft und Küche so ausgezeichnet geführt, daß Mathilden nichts übrig blieb, als es ihr auch fernerhin zu überlassen, doch mit Vorbehalt der täglichen Ertheilung ihrer Befehle, welche einzuholen Frau Henne auch an keinem Morgen versäumte. Frau Henne nahm sich allerdings bisweilen die Freiheit, es anders zu machen, als die, wie sie sagte, zwar recht vernünftige, aber doch noch gar sehr junge Frau es gerade gewollt hatte, und Mathilde zog über jeden solchen Eingriff in ihre Hausfrauenrechte ein so böses Gesicht, als sie es überhaupt ziehen konnte; aber eigentlich stimmten Frau Henne und ihre junge Herrschaft doch sehr gut zusammen, um so mehr, da Mathilde an hundert andere Dinge zu denken hatte, die ihr alle wichtiger waren.

Des Morgens lernte sie reiten. Alexander hatte einen wunderhübschen schlanken Schimmel für sie gekauft, den Heinrich Sonnenstrahl genannt hatte, weil, wie er leidenschaftlich murmelte, nur ein solcher werth sei, Mathilden zu tragen. Sonnenstrahl schien dieses sein Glück anzuerkennen, besonders seit er täglich Brot und Zucker erhielt, wenigstens gab

er Antwort, wenn Mathilde ihn rief, und erschreckte sie nie, so daß sie bald recht keck zwischen den Brüdern dahinritt und auf dem schlanken leichten Thiere unbeschreiblich anmuthig aussah. Kamen sie von solchem Ritte, oder von einer raschen Spazierfahrt nach Hause, so las Heinrich einige Stunden vor, und nach Tische unterrichtete Alexander Mathilden im Englischen, welches er in volksthümlicher Reinheit sprach, da er länger als zwei Jahre bei einem Freunde in England gelebt hatte.

Dieser Freund hatte auf der Universität der Residenz studirt und Alexandern, der damals bei der Garde stand, bei dem Besuche von Vorträgen kennen gelernt. Als er nach seiner Rückkehr in das Vaterland ganz unerwarteter Weise in den Besitz eines Titels und damit verbundener weitläufiger Güter kam, lud er seinen Bruder, wie er Alexander nannte, zu sich ein. Alexander hatte eben den Dienst verlassen, wollte reisen und wußte in der verzweifeltsten Stimmung nicht wohin; die Einladung des Freundes war ihm, was dem Verirrten ein Ruf ist, der ihm einen Pfad zeigt. Er reis'te, er kam an, er stammelte an der Seite des Freundes Alles aus, was er gelitten, was seine Züge so zerstört hatte. Lord Mowbray sagte wenig; er reichte ihm ernst die Hand, und Alexander fühlte zum ersten Male wieder die

Möglichkeit des Trostes. Nach einigen Tagen fragte Lord Mowbray den Freund: ob er immer bei ihm bleiben wolle? Er sagte: auch er habe das einzige Mädchen, welches er je geliebt, verloren; er werde nie heirathen; nahe Verwandte habe er auch nicht; ein entfernter werde einst sein Erbe sein, solle aber sonst ihm fremd bleiben; so wollten sie ganz einsam mit einander leben, studiren, jagen, auch wol reisen, aber sich nie mehr in die Welt mischen. Lord Mowbray hatte einfach gefragt, Alexander ihm seinerseits die Hand gereicht und nur gesagt: „ja, ich will." Damit war Alles abgethan; gewöhnliche Bedenklichkeiten konnten zwischen ihnen nicht stattfinden; Alexander war von diesem Augenblicke an wirklich der Bruder Lord Mowbray's, und sie lebten, wie dieser es gesagt. Die Tage gingen ruhig hin; sie sprachen nicht mit einander von ihren Schmerzen; Jeder wußte, was der Andere litt, Keiner störte den Andern. Lord Mowbray war stärker und äußerlich ruhiger; Alexander erhob sich an seinem Beispiel; er studirte England in staatswissenschaftlicher Hinsicht und suchte in dem Allgemeinen sich selber zu vergessen. Die Großartigkeit des englischen Adelthums machte ihm die Brust weit; er fühlte, daß er in solche Verhältnisse gehöre, nicht in die fast ausgeglichenen seines Vaterlandes. Sein Charakter, seine Ansichten, selbst sein

äußeres Wesen bildeten sich in diesem Sinne aus, und er wurde völlig unpassend für ein Leben in Deutschland. Und doch sollte England bald keine Heimath mehr für ihn sein. Es war Frühling; die Freunde reis'ten an die Küste, da das Baden im Meere für Beide ein Lieblingsvergnügen war; doch eines Tages sank Lord Mowbray, von einem Krampf ergriffen, unter und ertrank. Alexander war zu weit von ihm entfernt; den leblosen Körper brachte er an das Ufer; Rettung war nicht möglich. — Dumpf und starr kam Alexander nach Deutschland zurück; in finsterer Abgeschiedenheit verlebte er die ersten Monate. Dann raffte er sich zusammen, die Ansicht gewinnend, daß gerade dieser Freund nicht so betrauert werden dürfe. So wandte er sich der Heimath wieder zu und kam nach Goczyn, wo der Bruder seines Vaters lebte. Seine Jugendliebe zu dem ernsten Schloß erwachte. Er beschloß bei dem alten Oheim zu bleiben, der nie verheirathet gewesen war und sich, seit er einst im Aerger den Abschied genommen, hier mit dem alten Henne und von Zeit zu Zeit mit einem ehemaligen Kameraden so gut oder so schlecht, als es ging, unterhielt. Heinrich war damals ein eilfjähriger Knabe und unter der sorglosen Aufsicht des alten Herrn und bei dem Unterricht des Kantors aus dem Städtchen bisher aufgewachsen,

wie er Lust hatte. Alexander zog ihn an sich und wurde ihm von nun an Bruder und Vater zugleich; die Eltern waren ihnen Beide schnell nacheinander gestorben, als Heinrich vier Jahre alt war.

Die Beschäftigung mit dem Knaben und die wilde Liebe, mit welcher dieser bald an dem Bruder hing, waren Bande, welche Alexander auf das Neue an das Leben knüpften; auch war er nun ein Mann und wurde allmälich immer ruhiger; endlich konnte er sogar wieder heiter sein. Der Oheim starb und hinterließ ihm Goczyn, auf dem auch das Vermögen seiner Brüder stand; er fuhr fort Heinrich zu leiten, und lebte zurückgezogen, doch besuchte er von Zeit zu Zeit die Residenz und empfing wol auch den Besuch Edgars und einiger früheren Freunde. Es konnte nicht fehlen, daß er nun auch wieder in Berührung mit Frauen kam, die allmälich, und ohne daß er es im Anfange merkte, eine unbestimmte Sehnsucht in ihm erweckten. Als Heinrich das Schloß verlassen hatte, um sich dem Forstfache zu widmen, ward es ihm sehr öde in dem alten, einsamen Bau; es war eigentlich kein Mensch weniger als er für kalte Abgeschiedenheit gemacht, und der Gedanke an ein häusliches Verhältniß kam ihm erst flüchtig, dann immer öfter; doch war er noch nicht entschlossen, als er Clementinen kennen lernte. Sie war nicht mehr ganz

jung, aber sehr liebenswürdig; er schwankte, wir wissen: warum. In dieser Unsicherheit führte ein Zufall ihn auf das Gut der Frau von Hain; er sah Mathilden und war schon in der ersten Stunde entschieden. Mathildens kindlich unbefangenes Wesen versprach ihm ein friedliches Glück, wenn wir das, was das Leben ihm überhaupt noch bieten konnte, Glück nennen dürfen, und er glaubte, auch ihr genügen zu können. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht; ob er mit seinem Glauben Recht gehabt hatte? Noch immer schien es so, aber vielleicht war es auch nur Schein; wenigstens zeigte Heinrich in manchen Stunden eine düstere Stirne, und der erste Unmuth gegen Alexander begann leise in ihm zu keimen. Heinrich war, wie Mathilde, achtzehn Jahre alt, also gerade in dem Alter, wo die Leidenschaften aus ihrem Schlafe erwachen und sich unheimlich zu regen beginnen. Das Glück, eine Frau wie Mathilde zu besitzen, schien ihm so übermenschlich, daß er erwartet hatte, Alexander werde sich darin ganz verlieren, und nun sah er ihn so ruhig, wie immer. Anfänglich glaubte er noch, Alexander scheue sich nur vor ihm, und das Feuer lodere im Geheimen; aber wie wäre es möglich gewesen, daß es nie auf einen Augenblick hervorzuckte? Er mußte sich endlich eingestehen, daß Alexander wirklich ruhig sei, und

staunte diese Ruhe zuerst wie ein Räthsel an, dessen Lösung er nicht finden könne. Bald aber änderte sich seine Art, dieselbe anzusehen.

Einer neuen Bestimmung der Regierung zufolge, sollten die Gemeinden sich wieder von mehreren, den Gutsherrschaften bisher geleisteten Diensten durch Geld loskaufen können, und auch nach Goczyn kam eine Commission in dieser Angelegenheit, in der Alexander natürlich selbst verhandeln mußte. Wie er jedoch über diese rasche Aufhebung sämmtlicher Vorrechte dachte, wird nach der Schule, in welcher seine politischen Ansichten sich gebildet, wol leicht zu errathen sein. Er war auch nicht wenig verstimmt, und es trat nun mit einem Male deutlich hervor, wie Mathilde seine Gedanken nicht besonders ausfülle; denn er dachte den ganzen Tag über nicht daran, sich mit ihr zu beschäftigen, selbst als er bei der Verhandlung nichts mehr zu thun hatte. Mathilde aber hatte von ihrer Mutter oft gehört, eine Frau sei dazu da, die Launen ihres Mannes zu ertragen, als daß sie sich jetzt nicht hätte daran erinnern sollen; sie mußte sich jedoch erst daran erinnern, sie hatte es in den vier glücklichen Wochen ganz vergessen.

Es verwöhnt nichts so leicht, als das Glück; Mathilde suchte umsonst heiter zu scheinen, als sie den Nachmittag bei ihrer Arbeit saß. Heinrich sah es

und stand hastig auf, um aus dem Fenster zu sehen. Es kamen Fliegen herein; er warf es hastig wieder zu, nahm ein Buch und schien zu lesen. Zu sprechen war ihm nicht möglich, und so machte er Mathilden diesen ersten getrübten Tag noch mehr fühlbar. Als Alexander am Abend endlich kam und nach einer flüchtigen Liebkosung von dem widerwärtigen Geschäft sprach, wurde Heinrich immer unmuthiger, und dieses Gefühl verschwand auch nicht, als das Geschäft abgethan und Heinrich wieder wie sonst war, so wie auch bei Mathilden der Nachhall dieser Tage leise zurückblieb und bei Allen der frühere Ton verklungen schien. Mathilde war wie ein Kind, das einmal im Spielen gestört worden ist und sich nicht wieder hineinfinden kann. Alexander bemerkte das wol; doch fand er es natürlich, daß sie nach und nach frauenhafter werde, um so mehr, da sie nicht minder heiter aussah als sonst, nur sich mehr und ernstlicher beschäftigte. Sie hatte sich auch schon ganz darein gefunden, daß es nicht immer so wunderschön habe bleiben können; aber Heinrich konnte sich über den Wechsel nicht zufrieden geben. Er dachte nach, wie wenig Zeit seit der Hochzeit erst vergangen sei; der Mond war nur ein Mal verschwunden und wieder erschienen; statt des Jasmins dufteten die Linden und statt der weißen Rosen leuchteten die weißen Lilien,

und schon erkannte, wie Heinrich meinte, Alexander sein Glück nicht mehr. Dann sagte er sich, Alexander habe es noch nie erkannt, und es trieb ihn an, sich laut und zürnend auszusprechen.

Viertes Kapitel.

Alexander ersparte Heinrich die Mühe anzufangen. Die Veränderung in dem Jünglinge hatte ihm nicht entgehen können, und er begann zu fürchten, daß er Unrecht gehabt habe, ihn jetzt in Goczyn zu behalten. Eine Zeit lang beobachtete er ihn im Stillen, dann beschloß er mit ihm zu sprechen. Die Gelegenheit dazu fand sich schon am nächsten Tage. Die Brüder hatten einen nothwendigen Besuch in der Nachbarschaft gemacht und ritten eben wieder nach Hause. Es war bald Mittag und glühend heiß; Alexander ließ daher sein Pferd im Schritte gehen. So lange sie auf der schattenlosen Straße waren, folgte Heinrich, wenn auch ungeduldig, schweigend seinem Beispiel; als sie aber auf einen Fußpfad kamen, der durch einen Erlenbruch führte, fragte der Jüngling nach einigen Minuten: „reiten wir nun nicht

schneller?" — „Wozu?" fragte Alexander. Heinrich machte eine heftige Bewegung des Unwillens; Alexander sah ihn fest an und fragte: „was ist Dir?" — „Ich denke an Mathilde;" antwortete Heinrich finster.

Alexander ritt noch langsamer und fragte: „warum?"

„Du liebst sie nicht;" erwiederte Heinrich.

„Hat sie Dir das geklagt?"

„Ein Engel und klagen!"

„Ruhig; woraus schließest Du denn, was Du sagst?"

„Aus dem, was ich sehe — und fühle."

„Du bist schnell gereift, Heinrich, ich läugne nicht —"

„Also wirklich!" rief Heinrich heftig.

„Ruhig!" wiederholte Alexander; „urtheile, wenn Du gehört hast." — „Willst Du denn offen mit mir sprechen?" fragte Heinrich. „Ich will es;" antwortete Alexander. Sie ritten im scharfen Trabe; nach einer Viertelstunde hielten sie im Hofe. Alexander fragte nach seiner Frau; sie war noch auf dem Spaziergange. „So komm'," sagte er zu dem Bruder und ging in sein Schreibzimmer. Heinrich war ihm gefolgt; Alexander legte Hut und Reitgerte an ihren Platz und setzte sich an den Schreibtisch, in welchem er ein Fach öffnete. Heinrich stand erwar-

tend, Alexander nahm aus dem Fach eine Kapsel und aus dieser ein in Gold gefaßtes Bild. Er reichte es dem Bruder; es stellte ein junges, blondes Mädchen von blendender Schönheit vor. Heinrich sah erst lange das Bild, dann den Bruder an; Alexander war ganz blaß; er fragte langsam: „war sie schön?"

„Nicht schöner, als Mathilde."

„Dir, das glaub' ich. Mir kann Keine mehr so schön sein, als diese."

„Wer war sie?"

„Cornelia, eine Gräfin Schweinitz."

„Wo ist sie?"

„Todt."

„Sie starb Dir?"

„Mir nicht; einem Andern."

„So hat sie Dich nicht geliebt?"

„Sie war meine Braut; da lernte sie Edgarn kennen —"

„Und? —"

„Und liebte ihn. Ich willigte ein, unsere Verbindung aufzulösen. Er war nicht Schuld; er hatte ihr nur gehuldigt, wie jedem anderen schönen Mädchen."

„Und dann?"

„Er trat an meine Stelle, obgleich es ihm schrecklich war, sich so früh zu binden. Er hätte sie auch

geheirathet; aber sie fühlte, daß er sie nicht liebte, und gab ihn frei, dann heirathete sie einen vornehmen Russen, einen reichen, aber bedeutend älteren Mann. Das Klima sagte ihr jedoch nicht zu; er ging mit ihr nach Nizza, aber ihre Gesundheit war schon zerstört."

„Was sagte da Edgar?"

„Er bedauerte sie."

„Und Du!" rief Heinrich.

„Es ist vorüber," sagte Alexander; „der Mensch überwindet viel. Lieben kann ich nicht mehr; ich habe auch Mathilden keine Liebe geboten, obwol sie mein früheres Leben nicht kennt und auch nicht zu kennen braucht; aber zu einem ruhigen Glücke bedarf es auch der Liebe nicht: Achtung, Vertrauen, Freundschaft sind hinreichend dazu. Das Alles habe ich für meine Frau, sie hat es für mich, Du kannst also ruhig sein. Freilich, nach Deinem Maßstabe darfst Du nicht messen; ich bitte Dich auch, es nicht zu thun; aber Du darfst mir Deinen Engel ganz getrost anvertrauen," setzte er mit einem milden Lächeln hinzu.

Reine Besonnenheit hat eine königliche Macht über die Jugend. Aller Unmuth, mit welchem Heinrich in Gedanken gegen Alexander angestürmt war, zersplitterte an dessen Rede, wie eine schlechte Waffe

an einem guten Schilde, und der Bruder stand wieder wie sonst als hohes, herrliches Ideal vor dem Jünglinge. Konnte dieser sich auch nicht überzeugen, daß es zum Glücke der Liebe nicht brauche, so fühlte er doch eben so deutlich, daß er hier nichts thun dürfe, als Vertrauen zu Alexander haben. Er verließ diesen daher, nachdem er sich einen Augenblick stumm an seine Brust gelehnt hatte; aber als er auf sein Zimmer geeilt war und sich darinnen verschlossen hatte, betete er leidenschaftlich: „Er sagt, er könne nicht mehr lieben; gieb, daß er sich täusche! Laß die Liebe wieder in seinem Herzen entstehen, wie den Frühling in den Knospen, wo es auch Keiner siehet, bis er hervorbricht. Aber kann sie nicht glücklich werden, laß sie sterben, Vater, und mich auch!“ Er sah hinauf in den blauen Himmel; es war ihm, als stehe dieser aller Sehnsucht weit offen. — „O dorthin, und sie in meinen Armen mit mir tragen!“ rief er gepreßt. Er sah hinunter, wo sie am ersten Abende seinem nachträumenden Blicke verschwunden war; da stand sie auf der grünumwucherten Brücke, im Sonnenglanze, im leichten blauen Kleide, und schien gewartet zu haben, daß er sie bemerke, denn sie hielt jetzt einen Brief hoch und winkte ihm damit. Er sog erst einige Sekunden mit brennenden Blicken ihren Liebreiz ein, dann eilte er hinunter und ihr ent-

gegen. Sie trat eben in das Schloß; er konnte sie in der düstern Halle nicht ohne ein schmerzliches Mitleid sehen; ihm war, als schließe ihr Leben sie rings eben so kalt als diese Wände ein. Sie gab ihm freundlich den Brief; er nahm ihre Hand mit, zog ihr den Handschuh davon ab und küßte die zarten Finger; sie sah mit den hellen, schwimmenden Augen zu ihm auf, denn er war größer als sie. „Lieber," sagte sie sanft, „wo ist Alexander?" — „Er zieht sich wol um," antwortete er, „ich habe es noch vergessen; sieh mich nur nicht an — es war auf der Straße so staubig. Aber wo bist Du gewesen?" — „O, ich war im Schatten," sagte sie, „zwischen den Gehölzen auf der großen Wiese; ich dachte, ich würde da noch Vergißmeinnicht finden, doch sie sind auch schon abgehauen. Ich habe aber recht an Euch gedacht, ihr Armen." Sie hatte, während sie sprach, sich der einen Treppe genähert; er umfaßte sie leise mit dem rechten Arme, und sie stiegen die grauen Stufen hinan. Oben trennten sie sich; Mathilde ging in ihre Zimmer, er blieb stehen und las den Brief, der von einem jungen Freunde, einem Akademisten, war und für die Ferien eine Einladung in dessen väterliches Haus, so wie den Vorschlag zu einer Fußreise in das Gebirge enthielt. Heinrich dachte nach; er konnte es schon, Alexander hatte ihn

frühzeitig zur Ueberlegung hingeleitet; jetzt führte diese ihn zu der Erkenntniß, daß es besser für ihn sei, wenn er Goczyn verlasse. „Und ich will es," sagte er, „und zwar morgen." Die Zeit, welche zwischen dem morgenden und dem von dem Freunde ihm bestimmten Tage lag, wollte er dazu anwenden, einige Orte, die ihm von seiner Kindheit her erinnerlich waren, wieder einmal zu besuchen; auch zu Frau von Hain wollte er noch, da er es ihr versprochen hatte. Sobald er mit den Geschwistern zusammenkam, theilte er ihnen diese Entschlüsse mit. Der Brief war für Mathilde eine hinlängliche Erklärung derselben, Alexander verstand den Bruder sogleich und freute sich über ihn. Der Jüngling nahm am Abende von ihnen Abschied und war mit Sonnenaufgang schon fort; er hatte sich bei dem Lebewohl keine Weichheit gestattet und überwand sich auch, als er den letzten Blick auf Goczyn warf. „Gott segne sie!" sagte er fest auf englisch, dann trieb er sein Pferd an. Er reis'te allein; das Pferd sollte er vor der Gebirgsreise verkaufen und das Geld auf diese mitnehmen. Er streifte acht Tage lang in einem Umkreise von zwölf bis sechszehn Meilen herum und besuchte und zeichnete ehemalige Klöster und schwarze, wunderliche Rathhäuser, welche bei gelegentlichen Reisen mit dem Oheim sonst in den kleinen Städten

seinen kindischen Blick angezogen hatten. Er fand sie alle noch unverändert; er dachte an die Veränderungen in seinem Innern und wurde oft ernst wie ein Mann. Unter die Zeichnungen, die er von diesen alten Baulichkeiten machte, schrieb er Alles, was ihm bei den Gegenständen aus seiner Kindheit erinnerlich war. Diese Blätter schickte er Mathilden; andere aber, auf denen er die Schwester gezeichnet hatte, behielt er zurück; sie hätten ihn verrathen. Bei Frau von Hain war er acht Tage; von hier aus schrieb er förmlich an Mathilde und erzählte ihr, wie ihre Geschwister sich um ihn hergedrängt hätten, um ihn nach ihr zu fragen. Er schickte ihr Blumen, die sie noch gesäet und gepflegt hatte, und die jetzt blühten; auch jedes der Kinder hatte eine solche abgedrückt und sie mit ihren Namen unterschrieben. Ungern trennte sich Heinrich von den Kindern, die Mathilden so liebten.

In dem Hause, wohin er jetzt kam, waren viele junge Mädchen, und es fehlte keinen Tag an Spielen und Scherzen; solches Treiben hatte ihm noch nie zugesagt, jetzt war es ihm mitunter zuwider, und er athmete erst wieder auf, als er mit seinem Freunde und noch einigen jungen Leuten auf dem Wege in das Gebirge dahinschritt. In den Bergen ward ihm noch wohler, die Welt schien draußen zu liegen, doch der Geschwister konnte er keinen Augenblick vergessen.

Wo er eine schlanke Fichte sah, dachte er an Alexander; wenn er das Wasser rauschen hörte, an Mathilde. Oft lag er stundenlang und horchte darauf; von solcher Stelle nahm er dann Moos, oder einen Stein, oder Blumen und Zweige mit und schickte Alles der Schwester, die bald eine ganze Schachtel voll von seinen Sendungen hatte. Sie hatte ihm nur zweimal geschrieben, da sie später nicht mehr wußte wohin. — Diese Briefe trug er auf der Brust und küßte sie vor dem Einschlafen und bei seinem Erwachen, und so lebte er hin, bis er wieder auf der Forstschule war und die Nothwendigkeit zu arbeiten dem Träumen und Schwärmen glücklich ein Ende machte.

Früher schon, als er, war Edgar wieder in der Residenz eingetroffen, aber gleich wieder zum Manöver abgegangen, so daß Heinrich ihn nicht fand. Es war diesem wenig daran gelegen; er liebte Edgar nicht und hatte auch nicht Ursache dazu, denn Edgar nahm wenig Theil an ihm, wie überhaupt an allem sich erst Entwickelnden. Dennoch waren Beide für einmal überraschend zusammengetroffen und zwar in einem Gefühle, welches, wie Jeder glauben mußte, Edgarn ein völlig fremdes war, in der Schwärmerei, nur daß Heinrich es aussprach, Edgar hingegen selbst in seinen Briefen an Hortense den Ton beibehielt, den wir kennen gelernt haben, und auch das Uner-

wartete, daß er seine ganze Urlaubszeit in Venedig zubrachte, statt, wie er gewollt hatte, nach Steiermark und Tyrol zu besuchen, auf Alles eher als auf den Zauber schob, mit welchem ihn gleich die erste, vom Monde feierlich durchleuchtete Nacht in der Stadt der Inseln gefesselt hatte. Seine Briefe waren sogar kalt, und Hortense weinte bei den meisten; dennoch lebte sie nur die Tage, an denen sie ein Schreiben erwarten konnte, und der Bediente der Frau von Bayer war eigentlich die einzige Erscheinung, die sie zum Antheil erweckte. Diese Freundin hatte nämlich eingewilligt, daß Edgar seine Briefe an sie sende, damit Hortense sie ohne Aufsehen empfangen könne. Hortense hatte die Freundin darum beschworen; denn nur so konnte sie den Briefwechsel vor ihrem Manne verheimlichen, und das glaubte sie um jeden Preis zu müssen. Frau von Bayer hielt das zwar nicht für so nöthig; denn sie hatte ihre Vermuthungen, daß der Rath das Verhältniß seiner Frau mit Edgar recht gut wisse, aber sehr gern hingehen lasse, indem er dadurch Freiheit zu einem ähnlichen gewinne, doch willigte sie eben deshalb um so leichter ein. Ihr Mann, den sie durch ein Paar hingeworfene Worte unterrichtet hatte, legte den leidenschaftlichen Briefen Hortensens und den kühlen Edgars kein Hinderniß in den Weg, nur daß er über das ganze Geheimniß

lachte und einst sagte: „die Frauen haben doch eine wahre Leidenschaft, Opfer zu bringen; auch Hortense überredet sich mit aller Gewalt, daß sie die schuldigste Frau auf der Welt sei, während sie ihr Gewissen vollkommen beruhigen könnte; aber freilich, dann brächte sie ja keine Opfer mehr.“

Der Spätherbst machte jetzt den langen Monaten der Trennung und Trauer ein Ende, und Edgar war wieder täglich im Hause des Rathes und entschädigte durch seine ganze Liebenswürdigkeit die ihm so schmerzlich ergebene Frau. Es war immer so mit ihm: einer Zeit der Kälte und Abgeschlossenheit folgte eine andere, in der es ihm wieder in der Welt gefiel, und da er Hortensen schöner und wo möglich noch leidenschaftlicher wiederfand, als er sie verlassen hatte, so huldigte er ihr mit Vergnügen aufs Neue und machte ihr sogar einen Vorschlag, der ihre geheimsten Wünsche erfüllte, nämlich Alexandern zu veranlassen, daß er sie nebst Herrn und Frau von Bayer nach Goczyn einlade; der Rath mußte freilich auch mit eingeladen werden, doch war er ein so eifriger und zugleich ein so ungeschickter Jäger, daß für ihn in der forstreichen Umgegend von Goczyn hinreichend gesorgt war, um hoffen zu dürfen, er werde seine Frau nicht stören. Edgar schrieb daher unverzüglich an Alexander und erhielt mit umgehender Post die Einladungsbriefe

an beide Herren, und zwar für die Weihnachtszeit, die sie, wie Alexander schrieb, einmal nach englischer Art auf dem Lande am Kamin verleben möchten. Beide hatten auch gar nichts dagegen, und der Tag der Abreise war schon bestimmt, als der Rath plötzlich von seinem Bruder einen Brief erhielt, der ihn in ein unaufschiebbares Geschäft so tief verwickelte — er sagte dies wenigstens — daß er nicht daran denken konnte, seine Frau zu begleiten, und Edgarn sehr höflich bat, ihn nicht nur bei Alexander zu entschuldigen, sondern auch seinen Platz im Wagen einzunehmen — ein Wechsel, der so glücklich war, daß er Hortensen fast ein Traum dünkte. Herr von Bayer sah lächelnd seine Frau an, als Edgar in den Wagen stieg; auch Edgar konnte ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken, doch faßte er sich sogleich und sagte dem Rathe, der am Schlage stand und seine Frau zärtlich bat, sich ja in Acht zu nehmen, völlig unbefangen Lebewohl.

In Goczyn wurden sie von Alexander mit Vergnügen erwartet. Herr von Bayer war ein kluger, behaglicher Mann, seine Frau munter und angenehm; Alexander war oft und gern in ihrem Hause gewesen und freute sich, daß Mathilde sie kennen lernen sollte. Was das Verhältniß zwischen Edgar und Hortensen betraf, so wußte er, daß er die Welt nicht ändern

könne, und ließ es gehen, ohne es zu billigen. Uebrigens fand er Hortensen liebenswürdig und war Edgars Wunsche gern zuvorgekommen; nur hatte er ihn gebeten, sich mit Hortensen vor Mathilden in Acht zu nehmen.

Mathilde hatte seit Heinrichs Abreise still und heiter hingelebt. Sie hatte Blumen für den nächsten Sommer gesäet, Blumenzwiebeln in Töpfe gelegt, Herbstblumen gestickt und gemalt, der Frau Henne Früchte einkochen helfen, fleißig Englisch gelernt, Alexandern auf Spazierritten begleitet, kurz, Alles getrieben, was die Stunden ausfüllt und doch das Leben ruhig läßt. Eine Zeit lang hatte sie viel gelesen, besonders französische Romane, von denen Alexander die neuesten monatlich empfing; aber sie fühlte bald, daß die Sprache der Leidenschaft in diesen Büchern Sehnsucht in ihr erwecke, und las daher jetzt meistens nur Reisen oder englische Romane, bei denen sie so ruhig bleiben konnte, als sie wollte. Sie hielt zwar mehr als je die Liebe, die sie so brennend geschildert fand, für einen schönen Traum; aber eben deswegen wollte sie nicht undankbar gegen die Wirklichkeit werden. In diesem demüthigen Sinne schrieb sie um diese Zeit in ihr Tagebuch: „Warum nach den Sternen verlangen, die wir ewig nie erreichen können, da wir die Blumen haben, die für uns blü-

hen dürfen! Laß mich, o Gott, nicht mehr Glück begehren, als Du zu unserm Theile bestimmt hast; wozu wäre denn auch die Hoffnung auf den Himmel, wenn die Erde schon solche Seligkeit geben könnte? Darum laß mich danken und harren." — So wußte sie ihr Herz still zu erhalten und begegnete Alexandern stets mit dem Lächeln des Friedens, als hätte er ihr Alles gegeben, was ihr Herz sich nur hätte träumen können.

Alexander ahnte nichts von ihrer Sehnsucht und ihrem stummen Verzichten; aber ihr Lächeln war ihm wie Sonnenschein, und er zog sie täglich inniger an seine Brust. Zweimal, am Erntefeste und zum Geburtstage der Frau von Hain, hatte er sie in den Kreis der Ihren geführt und jedesmal in dem herzlichen Händedrucke des Predigers gefühlt, daß Mathilde noch keinen Schimmer ihrer Reinheit verloren habe. Auch Frau von Hain war mit ihrer Tochter zufrieden gewesen; man kann nicht sagen, sie habe sich glücklich über die Tochter gefühlt, denn das erlaubte sie sich nicht; nach ihrer Ansicht hatte der sündige Mensch nicht das Recht, glücklich zu sein. Jetzt wollte auch sie nach Goczyn kommen. Mathilde richtete sorglich und mit guter Uebersicht Alles ein, und am Tage vor dem Weihnachtsabende rollten die Wagen fast zu einer Zeit in den Hof, und alle Ankommenden,

außer Edgarn, sahen zum ersten Male das ernste alte Schloß mit dem Schnee auf seinem schwärzlichen Dache und seiner einsamen Ruhe zwischen den stillen entlaubten Bäumen.

Fünftes Kapitel.

Was Mathilden an diesem und an allen folgenden Tagen sehr fehlte, das war Heinrich, der nicht gekommen war. Er hatte erst mit Edgarn, dann allein auf der Schnellpost reisen sollen, aber er schickte nur durch Herrn von Bayer ein Päckchen und folgenden Brief an Alexander:

„Ich soll kommen — ich danke Dir herzlich, mein „liebster Bruder, daß Du mir durch diese Einladung „zeigst, Du habest Alles, wodurch ich mich gegen „Dich verging, vergessen; aber ich nehme sie nicht „an. Erstens mag ich nicht mit Edgar in Goczyn „sein und mich von seinem kalten Lächeln verspotten „lassen, wenn ich glühe; ich würde und dürfte am „Ende das jetzt nicht mehr ertragen, und was wäre „dann? Ich würde Euch stören und selber keine Freude

„haben; also ist es besser so. Du wirst bei diesen „Aeußerungen Dich mißbilligend äußern; aber ich liebe „ihn einmal nicht, um so weniger, seit ich weiß, was „er an Dir gethan hat. Du sagtest zwar, er sei nicht „Schuld gewesen, aber das ist ein Irrthum Deiner „Seele, Alexander; er muß Cornelia verlockt haben, „denn es ist nicht möglich, daß ein Mädchen frei- „willig von Dir, Du schöner, herrlicher Mann, ab- „und ihm, dem Steinkalten, zufallen sollte. Ich habe „Euch in Gedanken hundertmal neben einander ge- „stellt — was ist er, mit Dir verglichen? Es ist „wahr, er sieht Dir ähnlich, aber nur wie ein schlech- „ter Steindruck von einem Gemälde einem Stahlstiche „desselben gleicht. Noch einmal, es ist nicht mög- „lich, und Du kannst weder ihn bei mir entschuldi- „gen, noch mir den Widerwillen nehmen, den ich „gegen sein Wesen habe."

„Und dann — warum es auch besser ist, daß „ich nicht komme — was würde Mathilde wieder „aus mir machen? Ich weiß am Besten, was ich „war, als ich mich losriß, und noch die Wochen „nachher — das darf nicht wieder sein; ich bin jetzt „kein Knabe mehr. Im Frühjahr will ich kommen; „dann werde ich hoffentlich schon stärker sein und „nicht mehr wie Wachs vor dem Sonnenleuchten „ihrer Augen. Jetzt küsse sie einmal in meinem

„Namen, meinen, Deinen Engel; denn das ist sie.
„Hörst Du, vergiß nicht, sie für mich zu küssen; ich
„weiß sie so gern in Deinem Arm und jetzt auch so
„sicher an Deinem Herzen! Ja, sie wird glücklich
„sein mit Dir; schon als Dein Schützling unter
„Deinen Augen zu stehen, macht glücklich; habe ich
„das nicht gefühlt? Das Päckchen enthält meinen
„Weihnachten für sie: Pelzstiefelchen und Pelzhand-
„schuhe; die rechte Kälte wird erst kommen, deshalb
„dieses vernünftige Geschenk. Lebe wohl, mein edler
„Bruder und Herr; es liebt Keiner Dich so um
„Deiner Seele willen, als

„Heinrich von Aarhausen."

Mathilden erklärte Heinrich sein Nichtkommen nicht ganz so offen; er schrieb an sie:

„Wenn Du diesen Brief liesest, meine süße
„Schwester, sind viele Andere bei Dir, und ich bin
„Dir fern; doch hoffe ich mit Gewißheit, Du werdest
„meiner über die Anderen nicht vergessen. Ich werde
„den heiligen Abend ganz einsam verleben; wenn
„Du da nicht meiner gedächtest, wäre ich ja wie
„verlassen, und das wirst Du, meine süße Schwester,
„nicht wollen."

„Ich hätte bei Dir sein können, das weiß ich
„wol, und es ist mein freier Wille, daß ich es nicht
„bin; aber Du würdest mir sehr Unrecht thun, wenn

„Du daraus schlössest, daß ich nicht herzliche Sehn-„sucht nach Euch hätte. Wahrlich, daran fehlt es in „meinem Herzen zu keiner Stunde; ja, es ist oft „mehr davon da, als für Ruhe gut ist. Aber ich „würde wieder ganz aus meinen Arbeiten heraus-„kommen, und habe durch meine Krankheit, so wie „durch die Zeit, die mir nöthig war, um wieder „gesund zu werden, so viel versäumt, daß ich fleißiger „sein muß, als jeder Andere, das ist der Grund, „warum ich nicht komme, und ich hoffe, Du wirst „ihn triftig und vernünftig finden."

„Weißt Du wol noch, wie Du mich auslachtest, „als ich von Deinem Fuß und Deiner Hand das „Maaß nahm? Mache nun das Päckchen auf, wel-„ches bei diesem Briefe liegt, und Du wirst sehen, „warum ich es that. In den Stiefelchen kannst Du „durch den tiefsten Schnee gehen, es dringt keine „Nässe durch, und in diesen Handschuhen sollen „Deine Finger gar nicht wissen, daß es Winter ist. „Ihr glücklichen Handschuhe! Und wenn ich Dich „auf dem Kanale zu Schlitten fahren könnte! Es „müßte herrlich gehen, so still, so geschützt vor dem „Winde, und das schöne Eis, das es diesen Winter „giebt! Doch es läßt sich nicht thun; Alexander mag „Dich fahren."

„Die kleinen Chokolade-Figuren sind halb für

„Dich, halb für die Kinder, die ich herzlich grüßen „lasse, so wie ich mich Deiner Mutter zu Gnaden „und Herrn Altheim freundschaftlich empfehle. Da= „mit die Kinder sehen, daß ich keines von ihnen „vergessen habe, was nicht zu thun, ich ihnen im „Sommer feierlich versprach, habe ich jeden Namen „auf ein Zettelchen geschrieben. Eintheilen magst Du, „süße Schwester, nur gieb Wilhelm ein Stück mehr, „weil er auch ein Forstmann werden will. Gott „segne Dich!"

Auf das Päckchen war die Bitte geschrieben, es nebst dem Briefe Mathilden erst am Weihnachts= abende einzubescheeren; vorläufig brachte Herr von Bayer ihr nur einen Gruß, und von Alexander empfing sie den ihm aufgetragenen Kuß. Sie schmollte; denn sie hatte sich darauf gefreut, mit Heinrich den Weihnachtsbaum für ihre Geschwister auszuputzen, und nun lagen all' die vergoldeten Früchte und zierlich aufgereihten Näschereien um den grünen Baum her, und Heinrich war nicht da, um zu bewundern. Daß Hortense sich erbot, ihr zu hel= fen, störte sie noch mehr; sie konnte mit den fremden Frauen noch nicht natürlich sein, und war daher un= gern allein mit ihnen. Doch war kein Vorwand, Hortensens Anerbieten abzulehnen, und am nächsten Morgen saßen Beide wirklich in dem großen, alter=

thümlichen Saale, der am Abende von den Lichtern der Bescheerung erhellt werden sollte.

Zwei junge Frauen sind höchst selten nicht Nebenbuhlerinnen, und es war kein anderes Gefühl, mit dem Mathilde die Räthin betrachtete, obwol sie es nur dunkel, nur als eine peinliche Regung empfand. Sie fand Hortense so schön, daß sie sich häßlich vorkam, und doch war sie nur anders als Hortense; aber sie verstand es noch nicht, schön zu sein, und dieses Verständniß ist oft mehr als die Schönheit selbst. Hortense verstand es, und die Berechnung war ihr schon so zur Natur geworden, daß selbst in der Art, mit welcher sie die Zwirnschlingen an die Stiele der Aepfel befestigte, Kunst lag. Sie war, wenn auch nicht sehr groß, doch groß genug, um den Eindruck einer hohen Gestalt zu machen; daß sie schlank war, versteht sich von selbst, da sie Edgarn gefallen hatte. Jetzt saß sie an dem großen Tische, und ihr Morgenmantel von dunkler Seide fiel in leichten Falten auf die Erde und vorn auseinander, so daß er das weiße Unterkleid und den schmalen Fuß sehen ließ. Ein faltiges Hemdchen verbarg, daß dem sanftgeneigten Halse die Fülle fehle; ein Halbhäubchen mit Rosa-Schleifen umschloß das reiche dunkelblonde Haar, das sich auf der gedankenvollen Stirne nachläßig scheitelte. Der feine Mund war

halbschmerzlich geschlossen; die durchsichtigen Hände bewegten sich lässig, als wären sie müde und würden bald in den Schooß sinken. Mathilde sah dies Alles und seufzte. Sie hatte nur schwaches, wenn auch seidenweiches Haar, und dachte: „wenn ich mir doch eine solche Flechte machen könnte!“ Dann meinte sie: „sie ist ganz eine Erscheinung, wie die Dichter sie schildern; ob ihr Mann sie wol so lieben mag, als ich geliebt sein möchte?“ Dann fiel ihr, sie wußte selbst nicht wie, ein, wie Hortense wol Edgarn gefallen möge, dem, nach Alexander, so selten eine Frau gefallen sollte. Sie hatte das noch nicht ausgedacht, als Hortense die schmachtenden Augen, welche zu denen gehörten, deren Farbe man nie mit Gewißheit bestimmen kann, erhob, sie einige Augenblicke im Saale umherschweifen ließ und dann langsam auf Mathilde richtete. Auch ihr Blick war ein prüfender; sie hatte die junge Frau gestern nur bei Lichte gesehen und die Frische ihrer Haut für eine Wirkung der Beleuchtung gehalten; aber heute mußte sie sich gestehen, daß sie nicht bald eine so reine, rosige Jugend gesehen habe. Auch Mathildens Züge mußte sie, wenn gleich nicht regelmäßig, doch fein und lieblich und ihre Augen wunderschön finden. Sie konnte sich einer leisen Unruhe nicht erwehren; doch verrieth ihr Blick nichts davon, und mit dem freundlichsten Lächeln

sagte sie, indem sie nochmals umherblickte: „Dieser Saal ist ein verzauberter Raum; man fühlt sich um mehrere Jahrhunderte zurückversetzt und kann sich der Erwartung nicht erwehren, es werde im nächsten Augenblick eine geisterhafte Erscheinung zu der dunklen Thür hereintreten."

„Und doch haben Sie noch nicht den alterthümlichsten Theil gesehen," sagte Mathilde; „die Rüstkammern, die Stuben mit Gittern und Fallthüren in die Keller, die Gefängnisse unten und endlich den Ahnensaal."

„O, von dem hab' ich schon sehr viel gehört;" rief Hortense; „ich muß auch herausfinden können, wo er liegt; — lassen Sie sehen — ganz Recht, dort gegenüber liegt er."

„Ja," antwortete Mathilde; „Sie sind darunter weggefahren."

„Und er nimmt jene Seite ganz ein, nicht wahr?" fragte Hortense, „so daß er zwei Reihen Fenster hat."

„So ist es," erwiederte Mathilde. „Es ist schauerlich schön, wenn eine dunkle Nacht zu den vielen Fenstern hineinsieht."

„Ja, Edgar hat mir das Alles beschrieben," sagte Hortense. „Er sagt, wenn man in der Dämmerung zu dem einen Ende hineinträte, sähe man kaum bis an das andere."

„Bis an das andere Ende?“ wiederholte Mathilde; „kaum bis in die Mitte, und das selbst bei Fackellicht. Sie können es sich auch leicht denken; der Saal ist viermal so lang als dieser.“

„Ich muß ihn bei Fackellicht sehen,“ sagte Hortense; „doch ist seine Nachbarschaft Ihnen nicht etwas unheimlich?“ Mathilde verneinte das; Hortense fuhr fort: „mir haben solche im Viereck gebaute Schlösser immer etwas Schauerliches; es ist, als könne man aus ihnen gar nicht mehr entfliehen, weil sie Einen von allen Seiten einschließen.“

„Ich will aber gar nicht aus diesem entfliehen,“ sagte Mathilde lächelnd.

„Aber in den ersten Tagen — war Ihnen da nicht etwas bange darin?“

„Nein; es hat gleich etwas Heimathliches für mich gehabt.“

„Oder jetzt, im Schnee? Es ist doch ungewöhnlich einsam hier.“

„Ich bin an Einsamkeit gewöhnt.“

„Sie haben viel auf dem Lande gelebt.“

„Immer, außer einem halben Jahre, welches wir in der Residenz zubrachten, meines ältesten Bruders wegen, der ein Augenübel hatte. Aber selbst da lebten wir so eingezogen, daß es eben so war, als wären wir auf dem Lande gewesen.“

„Sehnen Sie sich denn nie nach einem bewegteren Leben?“

„Ich würd' es vielleicht, wenn ich nicht zu schüchtern wäre.“

„Sie meinen doch nicht, daß Sie sich in der Welt fürchten würden?“

„Das würd' ich ganz gewiß, so kindisch ich Ihnen bei diesem Geständniß auch erscheinen mag.“

„Aber diese Scheu würden Sie in wenig Wochen überwunden haben.“

„Ich glaube das nicht, am wenigsten so schnell; vielleicht in Jahren — ja.“

„Und so wollen Sie Ihr ganzes Leben in dieser feierlichen Einsamkeit hinbringen?“

„Wollen kann in dieser Hinsicht nur mein Mann;“ sagte Mathilde lächelnd. „Will er mich in die Welt einführen, so mag er es auf seine Gefahr hin thun — ich habe dann nichts zu verantworten. Doch ich glaube, er wird mich erst noch ein wenig mehr erziehen wollen, eh' er es wagt.“

„Sie lesen viel?“ fragte Hortense. Mathilde antwortete bejahend, und Hortense fragte weiter: „was für Bücher?“ Mathilde nannte sie, und Hortense wunderte sich, daß sie lauter so ernsthafte wähle. „Warum lesen Sie denn nicht französische Sachen?“ fragte sie; „die neue französische Literatur ist so reich

an herrlichen Romanen," und sie zählte die berühmtesten Namen im Gebiete des Romans und der Dichtung her."

„Ich kenne die meisten," antwortete Mathilde, „und die Gedichte les' ich auch mit stets neuem Vergnügen, aber die Romane hab' ich aufgegeben."

„Sie gefielen Ihnen nicht?" fragte Hortense.

„Im Gegentheile, sie gefielen mir zu gut."

„Das ist ein Vorwurf, den ich Büchern noch nie machen hörte."

„Sollten also nur mir welche gefährlich sein?"

„Gefährlich? Der Gefahr wegen haben Sie die französischen Romane aufgegeben?"

„Sie spotten über mich; aber ich kann nicht anders, als gestehen, daß die Sprache der Leidenschaft, die in ihnen geredet wird, mir gefährlich vorkommt, und zwar um so gefährlicher, je mächtiger sie uns anspricht."

„Sie hätten Recht, wenn Sie noch Mädchen wären; aber jetzt als Frau —"

„Sollte das einen Unterschied machen? Ich finde es nicht; mich reißt eine Schilderung leidenschaftlicher Verhältnisse noch eben so hin, als vor sechs Monaten."

„Nun so lassen Sie sich hinreißen, was schadet es?"

„Was es schadet? Daß ich mich nicht wieder in die Wirklichkeit finden würde, wenn ich einmal daraus fortgerissen wäre."

„Wenn ich Sie recht verstehe, so machen Sie den Romanen zum Vorwurf, daß sie uns nur ein geträumtes Leben schildern?"

„Ist dem nicht so? Ich wenigstens habe das wirkliche Leben immer ganz anders gefunden."

Mathilde konnte diese Worte nicht sagen, ohne daß ihre Stimme traurig wurde und ein Schatten über ihr blühendes Gesicht streifte. Hortense bemerkte es und dachte: „sie ist nicht glücklich." Mathilde schien zu fühlen, daß ihre stillen Gedanken sich auf ihrem Gesichte ausdrückten, denn sie stand auf und fing an die Aepfel an den Baum zu hängen, eine Beschäftigung, die ihr erlaubte, sich von Hortensen abzuwenden. Diese war sitzen geblieben und nahm nach einer Pause von einigen Augenblicken das Gespräch wieder auf.

„Sie haben, wie es scheint, immer nur in einem beschränkten und unveränderlichen Kreise gelebt," sagte sie, „und so war es natürlich, daß die Begebenheiten, von denen Sie lasen, Ihnen unwahr, ja — blos erträumt erschienen. Werfen Sie aber nur wenig Blicke in die Welt, und Sie werden nicht länger glauben, daß Romane — nur Romane seien."

„Wie?" fragte Mathilde, „was ich las, wäre wirklich?"

„Nur zu sehr."

„Es giebt im täglichen Leben solche Verhältnisse? solche Leidenschaften? solche —"

„Solche Verirrungen? — Wollen Sie das sagen? Ja, es giebt dieses Alles; die Dichter haben Ihnen Wahrheit gesagt; die Sehnsucht, die Liebe, der Schmerz, der Wahnsinn, wovon sie Ihnen erzählten, das Alles ist lebendig; sie hatten es aus dem Munde der Menschen, wenn sie jauchzten oder schrieen; ein Dichter kann nicht schildern, was nicht gewesen ist."

„Es giebt solche Liebe!" lispelte Mathilde vor sich hin.

„Ja, es giebt solche Liebe, die selig macht, wenn sie rein, und verzweifeln läßt, wenn sie schuldig ist," sagte Hortense, indem auch sie vor sich niederstarrte; „ich weiß es."

Hortense glich einer Sonnenblume; es drängte sie, sich im Lichte zu zeigen, selbst wenn der Schatten ihr günstiger gewesen wäre. Wir wissen, daß sie Edgarn mit wahrer Leidenschaft liebte; eben so war das Gefühl ihrer Reue nicht erkünstelt; aber weder ihre Liebe noch ihre Reue hätte sie verbergen können; sie mußte sich in diesen Gefühlen zeigen, sie mußte die schuldige Frau spielen und die Blicke eines jungen

Gecken es errathen lassen, daß in den Augen, welche er bewunderte, Thränen geschimmert hätten. So kam es, daß die ganze Welt um ihr Geheimniß wußte, und daß der Ton, in welchem sie die letzten Worte sprach, fast eben so gut als ein Geständniß war.

Mathilde wenigstens hatte ihn verstanden. Wie Hortense vorhin von ihr gedacht hatte: „sie ist nicht glücklich!" so dachte sie jetzt von Hortensen: „sie liebt; sie ist schuldig." Ein glühendes Erröthen überfloß ihr Gesicht bei diesem ihr noch ganz neuen Gedanken; verstohlen blickte sie auf Hortense; diese saß noch immer mit gesenkten Augen und gefalteten Händen in der Stellung des schmerzlichsten Nachdenkens. Jetzt hörte man in dem Gange, der zu dem Saale führte, langsame Schritte; Hortense fuhr in die Höhe und horchte den Schritten entgegen; ein glühendes Erröthen loderte auch in ihrem Gesichte auf; die Thür öffnete sich, Edgar trat ein, Mathilde warf einen zweiten Blick auf Hortense. „Er ist es!" dachte sie.

Edgar hatte einen zu scharfen Blick, als daß er nicht gesehen hätte, daß hier etwas vorgegangen sei. Eben so kannte er Hortense zu gut, als daß er nicht errathen hätte, sie habe sich wieder einmal in ihrem poetischen Schmerze gezeigt. Der Bitte seines Bruders eingedenk, wollte wenigstens er Mathilde zu

täuschen versuchen, begrüßte Hortense nur mit gleichgültiger Höflichkeit und wandte sich dann ganz zu seiner Schwägerin, mit der er eine Unterhaltung anknüpfte, wie er sie aus Artigkeit mit der vierzehnjährigen Tochter eines befreundeten Hauses geführt haben würde.

Mathilde hatte in den wenigen Minuten, die Hortensens Unterricht gedauert, noch nicht gelernt, seine Verstellung als solche zu erkennen, sie hielt sie für Wahrheit und dachte: „aber er liebt sie nicht.“ Ein tiefes Mitleiden mit Hortensen, eine peinliche Angst vor solchem Weh, und das Erstaunen darüber, daß ein solches Verhältniß möglich, ja, ihr ganz nahe sei, das Alles wirrte und schwirrte in ihrem Kopfe so betäubend durch einander, daß sie Edgar's Worte nur wie im Traume hörte und beantwortete, und nur den Wunsch, allein zu sein, deutlich empfand. Dazu kam, daß Hortense seit Edgars Eintritt natürlich alle Gedanken für ihre Beschäftigung verloren hatte und, nur mechanisch dem Beispiele Mathildens folgend, anfing, die Sachen in der größten Unordnung an den Baum zu hängen, so daß Mathilde ihr ganzes Werk verdorben sah und doch nicht wagte, einen Tadel oder eine Bitte um mehr Sorgfalt auszusprechen. Glücklicher Weise konnte auch Hortense den Zwang, den Edgar sich und ihr aufzuerlegen

nöthig fand, nicht lange aushalten, warf plötzlich das Zuckerwerk auf den Tisch, erklärte: der Geruch des Baumes habe sie allmälich so betäubt, daß sie nicht einen Augenblick länger hier bleiben könne, ohne ohnmächtig zu werden, und verließ den Saal, indem sie Edgarn durch einen Blick befahl, ihr zu folgen.

Er stand noch und überlegte, wie er das wol anfangen solle, als Mathilde sich von dem Baume ab und zu ihm wandte. In dem Glauben, sie wolle ihn auffordern, ihr zu helfen, nahm er die Zuckersachen, die Hortense hingeworfen, auf und trat zu Mathilden, um sie ihr zu reichen. Mathilde nahm sie und hing sie an; er stand neben ihr und sah der geschickten Bewegung ihrer Finger zwischen den spitzen Nadeln zu. Sie suchte jetzt ein Netz von Papier loszumachen, welches Hortense schief angehängt und dabei ganz zerdrückt hatte. „Ihre Gehülfin hat Ihnen wenig geholfen;“ sagte Edgar lächelnd. „Es ist ein langweiliges Geschäft,“ antwortete Mathilde; „auch für Sie muß es langweilig sein, mir zuzusehen.“ — „Das heißt mit anderen Worten: ich soll gehen?“ fragte er, erfreut, daß sie es ihm so leicht machte; „nun, ich erkenne zu sehr die Gewalt der Hausherrin an, um nicht zu gehorchen;“ und ihr artig die Hand küssend, folgte er Hortensen.

Mathilde sah ihm einen Augenblick nach; dann trat sie von dem Baume zurück, faltete die Hände und senkte den Kopf, um mit den Lippen auf den Händen ruhen zu können. Ihre Gedanken sammelten sich allmälich, sie verstand, was sie empfand; es war Sehnsucht, neue, brennende Sehnsucht nach der Liebe, von der sie nun wußte, daß sie zu finden sei; Sehnsucht, die nun nie mehr erlöschen sollte. Die Stimme ihres Herzens war von der Stimme der Erfahrung bestätigt worden; Mathilde durfte nicht länger zu ihr sagen: „schweige, Du lügst;" sie mußte sie hören und hörte von ihr: daß der Frieden, einmal verloren, nie wiedergefunden werde.

„Es giebt solche Liebe;" wiederholte sie, indem sie die noch immer gefalteten Hände heruntersinken ließ, aber den Kopf nicht erhob; o, warum hat sie mir's gesagt! Sie liebt und ist unglücklich, denn Edgar liebt sie nicht. Und Alexander liebt mich nicht, und meine Sehnsucht wird mich verzehren. Oder liebt Heinrich mich? — Ja, wie eine Schwester. Gott, meine Ruhe, mein heiteres Verzichtthum, das ist nun hin. Und das Alles durch ein Wort! Hätte sie geschwiegen! O, mein Gott, laß mich nicht strafbar werden durch Murren!"

Sie blickte auf den Baum, der frisch und festlich vor ihr stand. Die Sonne schien in seine grünen

Zweige und verwandelte den Staub, den ihre Strahlen aus dem alten Holzwerke des Saales hervorlockten, in goldenen Duft. Mathilde fühlte sich von der Stille ihrer Kindheit umfangen. Die Weihnachtsbäume, welche ihre Mutter einst für sie ausgeschmückt hatte, schienen sich wieder zu entzünden. Sie hörte die Stimme ihres zärtlichen Vaters und die liebevollen Ermahnungen ihres Lehrers.

Fromme Sprüche, die sie damals gelernt, kamen auf ihre Lippen, ihr Glaube tauchte aus den stürmisch bewegten Wogen ihres Herzens wie ein lichter Schwan auf, vor dem diese Wogen niedersanken; sie drückte ihre Hände gegen die Brust, sagte leise: „denen, die Gott lieb hat, müssen alle Dinge zum Besten dienen;" und noch einmal hatte ihre Seele aller Verlockung obgesiegt.

Aber sie konnte ihre Augen nicht schließen und ihre warme Jugend nicht in kaltes Alter verwandeln. So sorgfältig auch Edgar um Alexanders Willen im Anfange es vermied, sich in ihrer Gegenwart Hortensen zu nähern, so wenig konnte Hortense sich bezwingen, und ebenso wenig war es zu vermeiden, daß Mathilde die boshaften Anmerkungen hörte, welche nicht zu machen Herrn von Bayer unmöglich gewesen wäre. Endlich ließ auch Edgar sich gehen, da, wie er sagte, mehr

als Einfalt dazu gehöre, daß Mathilde noch nichts gemerkt haben solle, und so war sie der Gefahr, das nun völlig erkannte Verhältniß zu sehen, täglich ohne irgend einen Schutz ausgesetzt; denn Alexander beschäftigte sich jetzt natürlich weit mehr mit den Gästen als mit ihr, und die Gesellschaft ihrer Mutter war für sie Alles eher, als eine Zerstreuung. Von Vertrauen zu dieser war gar nicht die Rede, und auch mit Alexandern wagte sie nicht zu sprechen; denn ihrem reinen Gefühle nach war es schon Schuld, um etwas so Unheiliges zu wissen. Sie konnte also nichts, als mit sich selber streiten und so viel als möglich die gefährliche Nähe jener Beiden scheuen.

Von ihren Gästen wurde Mathilde sehr verschieden beurtheilt. Hortense sagte: sie sei ein gutes, hübsches, aber völlig unbedeutendes Kind; Frau von Bayer fand sie sehr hübsch und lieblich in ihrer Bescheidenheit, traute ihr aber auch nicht allzuviel Geist zu; Herr von Bayer versicherte mit so viel Eifer, als sich mit seiner Behaglichkeit vertrug, daß beide Damen sich irrten. „Sie haben sich nur nicht die Mühe gegeben, sie aus ihrer Schüchternheit herauszulocken,“ sagte er; „sonst würden Sie eben so gut als ich entdeckt haben, daß die kleine Frau nicht nur Verstand, sondern selbst Geist

hat. Lassen wir sie nur ein Jahr in der Welt leben, und Sie sollen sehen, daß sie es selbst mit Ihnen aufnimmt, obgleich ich kaum wünschen möchte, daß sie Gelegenheit bekäme, sich zu entwickeln. Ich finde sie, gerade so wie sie ist, gar zu liebenswürdig."

„Seit wann haben Sie denn Geschmack für das Kindliche bekommen?" fragte Hortense.

„Wenn ich es gestehen darf," erwiderte Herr von Bayer mit einem komischen Seitenblick auf seine Frau, „erst seit ich die kleine Frau kenne. Aber was meinen Sie denn von ihr?" fragte er, indem er sich zu Edgarn wandte.

„Ich finde, daß sie beinahe schön wird," antwortete dieser; „was aber ihren Geist betrifft, da bin ich so ziemlich der Ansicht der Damen."

Doch änderte die Ansicht Edgars sich sehr bald. Es war an einem Abend die Lesung von Goethe's Tasso beschlossen worden. Hortense übernahm die Prinzessin, Frau von Bayer Leonore Sanvitale, ihr Mann den Antonio, Alexander den Herzog, Edgar endlich den Dichter. Mathilde hatte noch nie in Rollen lesen hören; wol aber hatte Alexander ihr das Stück vorgelesen, und sie bedauerte nun, daß nicht ihm, sondern dem kalten Edgar die Rolle Tasso's zugefallen sei. Doch bedurfte es nur der

ersten Worte, welche Edgar sprach, um ihre ganze Seele zu erregen und sie völlig vergessen zu machen, daß sie diese Worte schon von einem Andern gehört hatte.

In der That besaß Edgar den gefährlichen Zauber einer ausdrucksvollen Stimme im höchsten Maße. Selbst im gewöhnlichen Leben wurde das Unbedeutende, wenn er es sagte, bedeutend; ein Gedicht aber bekam durch ihn einen ganz neuen Zauber. Tasso nun war außer Faust und Byrons Manfred sein Lieblingswerk, und seine Lippen öffneten sich zu Tönen, von denen Mathilde nicht einmal geträumt hatte. Stumm, athemlos, Alles außer dem Hören vergessend, saß sie da und wachte erst, als Edgar nach den Schlußworten schon einige Augenblicke geschwiegen hatte, aus ihrer Bezauberung auf. Sie fühlte jetzt, daß ihr Gesicht mit Thränen bedeckt sei, und stand rasch auf, um sie zu verbergen. Edgar hatte, da sie im Schatten saß, ihre Züge nicht beobachten können, und doch wünschte er, sonderbar genug, lebhaft zu wissen, welchen Eindruck er bei diesem, wie er meinte, einfachen Wesen hervorgebracht habe. Er sah, daß sie etwas zu verbergen wünschte, er konnte seiner Neugier nicht widerstehen und trat langsam an ihre Seite. Sie hatte sich die Thränen hastig abgetrocknet, aber Edgar

bedurfte nur eines Blickes. Sie wandte sich zu den Uebrigen und schmiegte sich an Alexander, was sie bisher noch nie in Gegenwart von Andern gethan hatte.

Edgar trat zu Hortensen und fragte: „Haben Sie die Prinzessin nicht etwas zu leidenschaftlich genommen? Ich weiß nicht, — aber mir erschien sie heute, wie getrübt.“

Sechstes Kapitel.

Der folgende Tag war der letzte des Jahres und ganz mit jenem gelben, blendenden Lichte gefüllt, welches entsteht, wenn die Sonne ruhig durch einen dünnen Wolkenüberzug scheint. Mit diesem Licht ist immer völlige Stille in der Luft verbunden; auch lag der am vorigen Abend gefallene Schnee in tiefer Ruhe auf den Dächern und Zweigen der Bäume. Am zweiten Tage des Jahres wollten die Gäste abreisen; nur Frau von Hain wollte noch eine Woche länger bleiben, um Mathildens Geburtsfest abzuwarten.

Wie das Wichtigste immer am längsten aufgeschoben wird, so hatte auch Hortense noch nicht den Ahnensaal gesehen, und seine feierliche Besichtigung war nun auf den heutigen Abend festgesetzt. Jetzt war es drei Uhr; also währte es noch drei Stunden bis zum Mittagessen, welches seit der Anwesenheit der Gäste auf französische Art eingenommen wurde, damit die Herren nicht in der Jagd gestört würden, die besonders Herr von Bayer eifrig und mit Glück trieb. Alexander ging meistens mit; heute hatte er jedoch zu schreiben, und Edgar, der vom vorigen Abende her über Kopfschmerz klagte, war an seine Stelle getreten. Beide Herren waren seit dem Morgen fort, und noch nicht wieder zurück, Frau von Bayer und Frau von Hain mit zweien von den Kindern spazieren gefahren, während Herr Altheim die übrigen unterrichtete. Hortense hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, Mathilde stand in dem ihrigen einsam am Fenster, welches nach Abend ging. Die Bewölkung hatte sich getheilt, und die Sonne stand schon ganz tief, aber in hellem Glanze. Die Fläche breitete sich bis zu dem fernen Waldsaume aus; der Schnee bedeckte sie glatt und jetzt in den röthlichen Strahlen leuchtend. Von der Seite kam der Weg aus dem Forste her, den die Jäger hingegangen waren; ihre Fußstapfen waren nicht verweht,

und Mathildens Augen folgten der einsamen Spur. Es war heute zum ersten Male, daß sie allein war und ungestört an Tasso denken konnte. Sie wiederholte sich einige Stellen, und Edgars Ton war ihr so tief in der Seele geblieben, daß sie sich ihn ganz zurückrufen konnte und noch einmal die volle, unbeschreibliche Bewegung empfand, welche gestern bei dem Hören sie ergriffen hatte. Dann dachte sie an Hortense und konnte sie heute nicht anklagen. „Wenn er in diesem Tone zu ihr gesprochen hat," sagte sie leise vor sich hin, „ach, da war es kaum möglich, daß sie widerstand. Ich hab' es zwar noch nicht gehört; er liebt sie auch nicht so, als sie ihn liebt, aber das ist auch natürlich. Ein Mann wie er — welche Frau kann dem genügen? Wie mag ich ihm unbedeutend erscheinen! Nun, ich kann es nicht anders verlangen; es können nicht alle Männer so nachsichtig sein wie Alexander, besonders Männer wie Edgar."

Mathilde wußte nicht, wie ihr geschah, als hier plötzlich eine tiefe Wehmuth sie überkam. Sie war von Natur durchaus nicht weichlich, und ihre Erziehung war ganz dazu geeignet gewesen, diese innere Gesundheit, welche von der ihres Körpers noch unterstützt wurde, zu erhalten. Daß man in Thränen schwelgen könne, war ihr gänzlich fremd, und so

erschien sie sich jetzt thöricht und kindisch. „Warum weine ich denn ohne Ursache?“ fragte sie sich und strich die Thränen hastig von den langen Wimpern; aber immer neue drangen hervor, sie konnte sie nicht mehr abwischen; noch einen Augenblick kämpfte sie, dann riß die schmerzlichsüße Empfindung sie unaufhaltsam hin, und sie legte das Gesicht in die Hände und weinte laut.

O, die Seligkeit zu weinen, in den Thränen zu vergehen, sich nicht mehr zu halten, nicht mehr bezwingen zu wollen, Mensch zu sein — zu weinen — es rettet vor Verzweiflung, vor Wahnsinn; es rettet Seelen, die sonst verloren wären; es lischt die brennenden Schriftzeichen von Sünden aus; es wäscht rein und tauft zu einem neuen Bunde. Aber wenn eine Liebe zu uns kommt, die uns verlocken will, gegen die wir kämpfen sollen, und sie findet uns weinend, dann wehe uns, sie hat überwunden.

Mathilde wußte das nicht und ahnte nicht die Gefahr, welche schon ganz nahe lauerte. Der Druck, welchen sie diese Tage her auf dem Herzen gefühlt hatte, war in den Thränen zerronnen wie Gewitterschwüle im Regen, und als sie den Kopf erhob, glich sie einer erquickten Blume. „Das thut ja wohl, so zu weinen,“ sagte sie, als habe sie eine sehr freudige Entdeckung gemacht; dann aber

fiel ihr ein: man könnte es ihr ansehen. Sie ging zum Spiegel und fand allerdings, daß ihre Augen geröthet waren. Hastig nahm sie ein Tuch, tauchte es ein und legte es auf die Augenlieder, bis sie fühlte, daß diese wieder kühl wurden. Dann ging sie beruhigt an das Fenster, und indem sie nun mit stillem Herzen in die Abendröthe blickte, dachte sie wieder an Tasso und fühlte jetzt, wo sie in den Thränen sich gleichsam rein gebadet hatte, erst recht die sonnenwarme Schönheit dieser Dichtung, von welcher ihr ganzes Wesen durchdrungen wurde. So stand sie der leuchtenden Abendröthe gegenüber, eine zweite leuchtende Erscheinung, in den dunklen Rahmen des offenen Fensters eingefaßt, wie jene in die braunen Wolken und Bäume, und bemerkte nicht, daß die Jäger herangekommen und auf dem zugefrornen Graben geblieben waren, um sie zu betrachten. Endlich winselte Alexanders schöne Diana zärtlich zu ihr in die Höhe, und sie sah hinunter und entdeckte die Männer, welche in ihrer Jagdkleidung sich ganz malerisch und sehr zu ihrem Vortheile ausnahmen. Sie war überrascht, aber nicht erschrocken, und wollte eben fragen, ob sie Glück gehabt, als Herr von Bayer schon einen Hasen an den Läufen in die Höhe hielt.

„Das ist meine ganze Beute, gnädige Frau,“

sagte er kläglich, „nichts als einen Hasen, der noch dazu nicht einmal feist ist; und der Mensch hat ihrer drei," setzte er hinzu und wies auf Edgar, „und einen Rehbock außerdem, ein wahres Unthier, das den Jäger beinahe zu Boden drückt." — „Was sagen Sie dazu?" fragte Edgar. „Alles Schmeichelhafte, was man einem glücklichen Jäger nur sagen kann," antwortete Mathilde; „aber Sie sehen angegriffen aus, sind Sie nicht wohl?" — „Nein," sagte Edgar unmuthig, „und ich verliere schon die Geduld; mir ist nichts widerwärtiger als Kranksein."

Herr von Bayer lachte. „Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie die Geduld verlieren, beinahe vierundzwanzig Stunden Kopfweh — das ist unerlaubt; aber finden Sie nicht, daß der ganze Auftritt hier etwas ungemein Ritterhaftes hat? Das graue Schloß — die schöne Herrin dort oben — wir rüstigen Jäger hier unten — meinen Sie nicht?"

Edgar lächelte mit bitterer Ironie und sagte: „Ja, wir sind Ritter."

„Nun," sagte Herr von Bayer ganz ruhig, „wir könnten im Nothfalle schon dafür gelten. Es werden manche von den ehrlichen Jungen in den Eisenröcken nicht besser ausgesehen haben, als wir, und

wenn Sie denn durchaus bei Ihrem spöttischen Lachen bleiben, so bleibe ich dabei, daß dieses wenigstens ein Bild aus der Ritterzeit ist, und zwar ein ächtes und liebliches." Und Herr von Bayer deutete auf das Fenster.

Edgar sah zu Mathilden auf; sie wurde über und über roth, hielt aber die scherzhafte Prüfung muthig aus. Uebrigens erschien sie in dem schwarzseidenen Kleide, welches hoch hinaufging, in den weiten Aermeln, die auf ihre ruhenden Hände niederfielen, und dem kleinen, weißen Kragen, der ihren Hals eng umschloß, wirklich so fremdartig lieblich, daß Edgar sie mit unverstelltem Wohlgefallen betrachtete und dies auch herzlich ausgesprochen haben würde, wenn nicht der Jäger mit dem Rehbocke und vielen Redensarten dazu gekommen wäre. Zugleich hörte Mathilde im Vorsaale ihre Mutter, und anmuthig den Kopf neigend, schloß sie langsam das Fenster und verschwand im Zimmer.

Edgar gab dem Jäger die Hasen und ging in das seine. Er fühlte sich wirklich unwohl und hätte sich gern auf das Sopha geworfen, aber er war heute noch gar nicht bei Hortensen gewesen, und wollte sowol ihre Sehnsucht nicht täuschen, als auch sie nicht besorgt machen, was immer quälend für ihn war. So wechselte er denn, sich gleichsam zu

jeder Bewegung zwingend, die Kleider und ging zu ihr. Wie er es erwartet, hatte sie sich schon lebhaft nach ihm gesehnt, und empfing ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Er erwiederte diese, so gut er konnte, und Hortense war an diesem Abend auch so schön, daß es fast unmöglich gewesen wäre, nicht von ihr erregt zu werden; aber es war ihm doch zu Muthe, wie an einem schönen, nur zu heißen Tage. Die Sonne glüht herrlich, und der Himmel und die Blumen brennen in Pracht, aber auf die Länge ermüdet dieser Glanz und man sucht den Schatten, um zu ruhen. Auch Edgar sehnte sich nach Ruhe und wünschte recht aufrichtig: Hortense möchte auf eine Stunde Mathildens stilles Wesen haben. „Es ist nicht interessant," dachte er, „aber man könnte dabei selber still sein." Hortensen konnte diese Lauigkeit nicht lange entgehen; sie hatte sie noch nie an ihm bemerkt und fing nun in rasch entbrannter Eifersucht an, ihm Vorwürfe zu machen. Als er, um diesen zu entgehen, ihr die Wahrheit sagte, ließ sie ihm in anderer Art keine Ruhe. Es ist wahr, sie wurde still, aber so ängstlich still, daß es ihn peinigen mußte, um so mehr, als sie das Auge nicht von ihm verwandte. Mit einem Wort, er war zu glücklich, und wenn ihr blendender Reiz ihm nicht Fesseln angelegt hätte,

er würde dieses Glück schwerlich bis zur Stunde der allgemeinen Vereinigung ausgehalten haben.

Während ihm so zur halben Pein gereichte, was ein Anderer vielleicht für das höchste Glück gehalten hätte, mußte auch Alexander eine Prüfung überstehen, die aber von der, welche Edgarn durch die schöne Frau bereitet wurde, so verschieden war, wie die stürmende Romantik nur immer von der schmunzelnden Behaglichkeit des Lebens sein kann. Es hatte gerade fünf Uhr geschlagen, als in dem Thorweg, der unter dem Ahnensaale durch in den Schloßhof führte, ein gewaltiges Rasseln laut wurde und gleich darauf ein hübscher Halbwagen, in dem ein dicker Mann saß, in übergroßer Eile vor die Thür gefahren kam, wozu der Kutscher, ein großer, linkischer Bursche, fürchterlich mit der Peitsche knallte. Das Fuhrwerk, welches sich so geräuschvoll ankündigte, hatte etwas Lächerliches; der Wagen war von eleganter Form und einfach dunkelgrün lackirt, aber mit himmelblauem Tuche und orangefarbigen Borten ausgeschlagen; das Geschirr war glänzend, aber zu weit für die ganz magern Pferde, die wiederum für den leichten Wagen viel zu groß waren. Der Kutscher endlich hatte einen schönen Ueberrock, der aber ursprünglich für einen Menschen von viel kleinerem Format angefertigt worden und daher

seinem gegenwärtigen Träger überall zu kurz war, was besonders an den Aermeln bemerklich wurde; dazu trug der Mensch keine Handschuhe, eine beschmutzte Weste und ein zerrissenes Tuch. Dennoch schien der Mann, der in dem Wagen saß, sich als Besitzer aller dieser Herrlichkeit sehr wolgefällig zu zu fühlen; denn als der Bediente herbeieilte und mehrere Augenblicke bedurfte, um den wolgenährten Bürger zu erkennen, wartete dieser nicht nur den Ausruf: „ih, was Tausend, Herr Faß!" behaglich schweigend ab, sondern brach auch, als er ihn vernommen, in ein Gelächter der innigsten Befriedigung aus.

„Ja, ja," sagte er, als er sich satt gelacht hatte, „Herr Faß; — 's ist Herr Faß und Niemand anders. Sie hätten's wol nicht vermuthet, als Sie den Wagen sahen, daß der Herr Faß drinnen säße? Ja, er ist mein, und andre Dinge sind auch noch mein — und Alles richtig bezahlt. Ja, ja, es kommt wunderbar in der Welt — na, sehen Sie sich nur den Wagen an — ist's nicht ein charmant Wägelchen — he?" — Johann gab seine Bewunderung darüber zu erkennen; Herr Faß fragte: ob der gnädige Herr zu Hause sei; bat, als er die bejahende Antwort erhielt, ihn zu melden, und folgte dem gewandt voraneilenden Johann,

nachdem er auf der ersten Stufe der Treppe stehen geblieben war, um sich noch einmal nach seinem Wagen umzusehen.

Alexander saß bei einem Briefe, als Herr Faß, nachdem Johann ihn mit einem, mit Mühe unterdrückten Lächeln angemeldet hatte, in das Zimmer kam und mit Vertraulichkeit auf Alexander zuging. Dieser erinnerte sich seiner noch von der Zeit her, wo der alte Oheim ihn bisweilen zu sich einlud und dann dem Neffen als einen Vocativus zu rühmen pflegte. Alexander hatte jedoch nie Lust gehabt, sich selbst zu überzeugen, in wiefern der wohlbeleibte Butterhändler dieses Lob verdiene, und machte so gewissermaßen erst heute seine Bekanntschaft. Herr Faß aber schien die Sache ganz anders und Alexandern als einen alten Bekannten zu betrachten; denn, wie gesagt, er ging mit Vertraulichkeit auf ihn zu, ergriff seine Hand und schüttelte sie so herzlich, als nur ein Vetter dem andern die Hand schütteln konnte; dann steckte er die seinige in die Weste, sah Alexandern mit einer pfiffigen Miene an und sagte: „Na, liebster Herr von Aarhausen, wie geht's Ihnen denn?‘

Alexander hatte keinen Humor, das Lächerliche dieser Begrüßung ging an ihm verloren, und er antwortete im kältesten Tone: „ich danke Ihnen, Herr

Faß, darf ich wissen, was mir die Ehre verschafft, Sie hier zu sehen?"

„Ja, das können Sie nicht wissen;" sagte Herr Faß und fing an herzlich zu lachen.

„Wenn Sie nicht die Güte haben, es mir zu sagen;" erwiederte Alexander, dessen Geduld schon auf dem besten Wege war, der Ungeduld Platz zu machen. Zugleich deutete er höflich auf einen Lehnstuhl.

Herr Faß setzte sich sogleich und füllte den weiten Raum des Stuhles behaglich aus. Seine Weste war dabei in die Höhe gerückt, er zog sie wieder über seine Rundung herunter, steckte die Hand wieder hinein, sah Alexandern abermals pfiffig an und schwieg.

Doch nur einen Augenblick, denn im nächsten fragte er deutlich und wohlgefällig, so daß Alexander nicht glauben konnte, geträumt zu haben: „was würden Sie wol sagen, wenn ich gekommen wäre, Ihnen Ihre Herrschaft abzukaufen?"

„Sie?" fragte Alexander zurück.

„Ja, ich;" antwortete der dicke Mann mit einem triumphirenden Lächeln; „ich kann's — ich hab's Geld, und ich will sie kaufen. Na, was sagen Sie dazu?"

„Daß ich Sie bitte, sich eine andere zu kaufen;" erwiederte Alexander kalt.

„Sagen Sie das nicht, liebster Herr von Aarhausen;“ rief der Butterhändler mit einem gutmüthigen Gesicht; „Sie thun sich den größten Schaden. Die Güter gelten nichts, kein Mensch kauft jetzt so eine Herrschaft. Sie haben Schulden drauf, mehr als gut ist, ich weiß das ja Alles von dem seligen Herrn Oberstwachtmeister. Wir haben oft Spaß mitsammen gemacht, daß ich sie 'mal kaufen sollte; meine Frau war eine vornehme Kaufmannstochter, sie hatte funfzehntausend Thaler baar; na, das Kapitälchen hab' ich denn auf zwanzigtausend gebracht. Nun aber meine Frau, die war's denn vornehm gewöhnt und hatte immer ein Lüstchen nach einem Gute; ich sagte aber: mein Kind, warte noch, wir haben's noch nicht; über's Warten ist sie nun gestorben, aber meine Tochter, die ist gerade so. Immer oben hinaus.“ Und der gute Mann lachte über seine Tochter.

„In der That,“ sagte Alexander, und zerdrückte eine Stange Siegellack, die er vom Schreibtische genommen hatte.

„Ein närrisches Ding,“ fuhr Herr Faß fort; „hat Bücher gelesen und spricht nun nach der Art, wie die Leute drinnen reden. So ist sie ordentlich vernarrt in das Schloß hier; der Johann hat's uns 'mal gezeigt, als Sie nicht hier waren, für ein gut Trinkgeld,

versteht sich; ich verlange so was nicht umsonst. Na, ich muß gestehen, mir ist das neue Haus vom Herrn Apotheker lieber; aber das Mädchen ist einmal vernarrt drein, und so will ich's kaufen."

„Von dem Vermögen Ihrer Frau?" fragte Alexander.

„Nein, das nicht;" erwiederte Herr Faß, der diese Frage als einen witzigen Einfall belachte, „aber von den achtzigtausend Thalern, die ich von meiner Frauen Tante geerbt habe. Meine zwanzig dazu, macht hunderttausend. Hundertachtzig biet' ich Ihnen: ich behalte Goczyn und die beiden größten Vorwerke, und die andern kaufen mir zwei gute Freunde wieder ab." — Nachdem er einen Kaufmann und einen Seifensieder genannt hatte, fuhr er fort: „Uebrigens riskiren Sie gar nichts; ich stehe für Alles, und Sie haben nichts zu thun, als das Geld, das Ihnen noch bleibt, in die Tasche zu stecken, und, wo Sie wollen, herrlich und in Freuden zu leben."

Mit Mühe hatte Alexander ihn bis hierher sprechen lassen. Jetzt stand er auf und sagte ruhig: „Sie entschuldigen, Herr Faß! Ich habe vor dem Essen noch wichtige Geschäfte." — „Sie wollen nicht?" rief der Bürger, der noch sitzen geblieben war. „Nein;" sagte Alexander in einem Tone, der den tödtlichsten Haß erwecken konnte.

Der Bürger stand auf, zog sich nochmals seine Weste herunter und sagte: „Es thut nichts, ich habe mir's gedacht, daß Sie das erste Mal nicht dran wollen würden. Ich kann mir's auch denken, daß Sie nicht gern verkaufen wollen. Sie werden aber müssen; ich hab' es dem Mädchen versprochen, und es wird nicht anders werden. Uebrigens ist mein Preis ein schöner Preis für jetzige Zeit, und er soll auch bleiben; ich werd' es nie vergessen, daß ich des seligen Herrn guter Freund gewesen bin. Leben Sie recht gesund, liebster Herr von Aarhausen!" und mit einem nochmaligen Lachen nahm er Abschied, nachdem er Alexanders Hand gesucht, aber wegen dessen Stellung nicht gut hatte ergreifen können.

Alexander blieb in einem Unwillen zurück, den man schwerlich beschreiben könnte. Es konnte nicht leicht einen Menschen geben, der so durch und durch vornehm gewesen wäre, als Alexander. Nie, nicht im vertraulichsten Verhältnisse, nicht einmal sich selber gegenüber, ließ er sich gehen; immer war er derselbe, stolz gehalten, fein in der kleinsten Bewegung. Ein unedler Ausdruck war noch nicht über seine Lippen gekommen; aber eben so unfähig war er eines gewöhnlichen Gedankens. Bei ihm war das Vornehme nicht blos Form, es war sein innerstes Wesen selber, und diese vollkommene Uebereinstimmung der

Empfindung mit dem Ausdrucke war es auch, was seiner Erscheinung das Ausgezeichnete gab, welchem den ersten Platz einzuräumen man sich unwillkührlich versucht fühlte. Daß er gegen die neu entstehenden Bildungen der Gesellschaft sich unveränderlich abschloß, daß er nur wenige Freunde hatte, und selbst nicht mit diesen, sondern nur mit seinen Brüdern vertraulich war, kann nach dieser Schilderung nur natürlich erscheinen; auch war es ihm bisher gelungen, sich vor Allem, was ihn widerwärtig berührt haben würde, bis auf gelegentliches leichtes Vorüberstreifen zu schützen, und heute war die plumpe Vertraulichkeit wie ein alter Bekannter in dieses Leben, welches er völlig gesichert glaubte, getreten, und es sollte nicht einmal dabei bleiben. Der Wille, sich in dem ehrwürdigen Besitzthum dieses vertrauten Schlosses häuslich niederzulassen, war von dem Eindringling so unbefangen ausgesprochen worden, als habe er ein unbestrittenes Recht, ihn zu hegen. Alexander sagte sich umsonst, daß er diesem Willen ja nur den seinigen entgegenstellen dürfe; er konnte den Unwillen, der ihn ohne Ruhe durch das Zimmer trieb, nicht bemeistern und sich nicht wieder in die heitere Stimmung, die er den Tag über gehabt, zurückversetzen. Immer wieder mußte er mit einem zürnenden Blick seine Verhältnisse überfliegen, ob in ihnen irgend

eine Lücke sei, durch welche einzudringen der anmaßende Bürger so sicher glauben könne; immer erschienen sie ihm festgeschlossen, um die Worte, die er hatte hören müssen, gänzlich zu verachten. Die ganze Herrschaft war schon zu den Zeiten seines Großvaters verpachtet gewesen an einen Mann, dem allgemein vertraut wurde, und der in einem herzlich ehrerbietigen Verhältnisse zu seinem Pachtherrn lange Jahre friedlich auf einem der nächsten Güter gelebt und das reiche Besitzthum ganz wie sein eigenes betrachtet und verwaltet hatte. Als Alexanders Oheim dem Vater folgte, war Alles unverändert geblieben, bis der alte Pächter endlich starb. Nun trat sein Enkelsohn in seine Stelle, ein junger Mann, der bis jetzt scheinbar ganz auf dem betretenen Wege geblieben war, dem man jedoch von mancher Seite mehr Verstand, aber weniger Rechtlichkeit als dem alten Pächter zutraute. Alexander hatte schon einige leise Warnungen über ihn erhalten, sie jedoch unbeachtet gelassen, sowol weil ihm alles Mißtrauen zuwider war, als auch weil diejenigen, welche warnten, selber eingestehen mußten, daß sie für ihre Befürchtungen keinen andern Grund hätten, als eine vorgefaßte ungünstige Meinung von dem Charakter des jungen Mannes. So blieb denn Alles wie es war. Alexander betrachtete die Pachtung so gut als erblich in jener

Familie, und sah auch jetzt auf den Vertrag, der in drei Jahren erneuert werden sollte, mit dem Gedanken hin, daß schon in ihm ein hinlängliches Bollwerk gegen jeden weitern Versuch des Bürgers und seiner romantischen Tochter vorhanden sei. War auch die Pachtsumme gering gegen den ehemaligen Ertrag der Herrschaft, so reichte sie doch zu den Zinsen der Schulden, so wie zur Führung eines nicht glänzenden, aber völlig bequemen Haushaltes vollständig hin, und mehr wollte Alexander nicht.

Mit diesen Gedanken hatte er es denn auch allmälich dahin gebracht, daß er den Brief, welcher der letzte von denen war, die Edgar mit nach der Residenz nehmen sollte, vollenden und dann fast ganz befreit von dem stürmenden Eindruck in den Eßsaal treten konnte, wo die hellste Erleuchtung ein schönes Gefühl von sorglichem Walten, welches hier thätig gewesen, erweckte. In der That hatte Mathilde für diesen Abend selber die Tafel angeordnet und ihr mit Früchten und Blumen ein reizendes Ansehen gegeben. Der Saal, welcher seine dunkel getäfelten Wände um diesen blendenden Tisch her ausbreitete, war ebenfalls geschmückt: grüne Kränze wechselten mit Kerzen, die in den Wandleuchtern bald höher, bald tiefer schwebten und brannten, und schöne Gewächse bildeten an passenden Stellen anmuthige Gruppen, während in

der warmen Luft duftende Rauchwölkchen sich leise zerstreuten. Als Alexander seiner holden Frau seine frohe Ueberraschung aussprach, sagte sie: „ich wollte dem gütigen vergangenen Jahre danken und das neue festlich empfangen, damit es mir auch so viel Glück bringe." Alexander sah ihr dankend in die schönen Augen, als Edgar hinzutrat und bedeutungsvoll sagte: „ich glaube, Du hast sehr gut gethan." — „Nicht wahr?" fragte Alexander, der ihn sogleich verstand; zugleich bemerkte er aber, wie angegriffen Edgar aussehe, und fragte: „Bist Du krank?" — „Müde;" sagte Edgar halblächelnd; „und was ist Dir?" — „Siehst Du es noch?" fragte Alexander; „ich will Dir es nachher sagen." Sie mußten eilen, sich zu setzen; Alexander nahm seinen gewöhnlichen Platz zwischen seiner Schwiegermutter und Frau von Bayer ein; Edgar flüsterte Herrn von Bayer zu: „tauschen wir heut einmal?" — „Was fällt Ihnen ein?" erwiederte dieser; „ich soll doch nicht neben meiner Frau sitzen?" — „Das ist wahr," sagte Edgar, „daran hatte ich nicht gedacht." Er nahm sich zusammen und setzte sich zwischen Frau von Bayer und Hortensen, welche ihn noch immer ängstlich ansah, während er sich in den ersten Minuten nur mit seiner Suppe beschäftigte, und zwar anscheinend so vertieft in den Teller war, daß Frau von Bayer

bemerkte: er scheine die letzte Mahlzeit im Jahre als als ein äußerst wichtiges Geschäft ansehen und betreiben zu wollen. Lächelnd sah er auf und sagte: „Gnädige Frau, wenn Sie, wie ich, acht Stunden auf der Jagd zugebracht hätten, Sie würden das Essen nicht so leichtsinnig behandeln.“ — „Gewiß;“ seufzte Herr von Bayer vom andern Ende des Tisches her; „ich habe jammervollen Hunger.“ — „Sowol der Jammer als der Hunger soll gestillt werden, lieber Freund,“ sagte Alexander; „einstweilen sehen Sie sich die Blumen an.“ — „Schön,“ erwiederte Herr von Bayer, „sehr schön; aber ich werde sie erst recht betrachten können, wenn ich satt bin.“ — „Nun, so essen Sie,“ sagte Alexander, „die Schüssel kommt eben zu Ihnen.“

Edgar hatte unterdessen sein Glas gefüllt und geleert und die Gläser seiner Nachbarinnen Herrn Altheim hingehalten, der vor einer Bowle Ananaspunsch saß. Als Edgar Hortensen das ihrige gefüllt darreichte, traf ihn ein Strahl aus ihrem Auge so glühend mild, daß sein Auge ihr unwillkührlich den Blick, den es nur in den besten Stunden hatte, zurückgab. Auf ihrem Gesicht leuchtete davon ein leises Roth auf, so zart, als das im Innern einer blassen Rose; es zeigte ihm, wie es in ihr vor seinem Blicke Morgen geworden sei, wenn gleich für die Andern

es Abend war. Er wandte sich halb von ihr, goß sein Glas wieder voll, wies die Schüssel von sich, wandte sich dann wieder ganz zu Hortensen und zeigte ihr das Glas, indem er auf englisch leise sagte: „der Ihre!" Dann trank er den dunkelrothen süßen Wein, und sie hatte auch ihr Glas genommen, trank einen Tropfen und küßte den hellen Rand des Glases, weil sie den Geliebten hier nicht küssen durfte. Edgar sah den Kuß und sagte es ihr mit seinem Blicke; er fühlte sich wieder zu ihr hingezogen, und hätte sie diesen Zug still gewähren lassen, er wäre mächtig genug gewesen, ihr den schönen Mann auf lange Zeit zu sichern; aber sie machte diesen wieder undankbar, indem sie ihn zu reich machte. Er hatte ihre Hand zu einem flüchtigen Drucke gesucht, sie hielt die seinige fest, und er sah, daß Mathilde das bemerkte und sich erröthend abwandte. Ein sonderbarer Unmuth ergriff ihn; er hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, wenn weder Mathilde noch Frau von Hain etwas von seiner Verbindung gewußt hätten; beide erschienen ihm wie strenge Richterinnen, deren Ausspruch er nicht verspotten konnte, weil er im innersten Herzen fühlte, daß sie Recht hätten. Er zog seine Hand aus der Hortensens und sah finster vor sich hin, indem er die Speisen zurückwies und nur den Wein häufig genoß. Nur von Zeit zu Zeit

warf er einige Worte in die allgemeine Unterhaltung, welche besonders durch heitre Scherze mit den ältesten Kindern, die an der Tafel Theil nehmen durften, fröhlich wurde. Dann fühlte er Mitleid mit Hortensen, welche seit seiner unerklärlichen Veränderung immer bläſſer geworden war. „Ich wollte, Sie wären ohne Vorwurf mein,“ sagte er kaum hörbar zu ihr. Es war zum ersten Male, daß er eine Reue aussprach; die Thränen fielen hell aus Hortensens Augen herunter. „Warum das nun wieder?“ flüsterte er jetzt zornig; „sollen Alle wieder uns ansehen?“ — „Ich bin freilich eine Thörin;“ erwiederte Hortense, und ein Gefühl von heftigem Unwillen nahm auch in ihrer Seele die Stelle des Schmerzes ein. „Und ich ein Thor;“ murmelte Edgar, und doch hatte sie, seit er sie erzürnt wußte, wieder neuen Reiz für ihn.

Man stand auf und ging in das Gesellschaftszimmer, an welches die Bibliothek stieß. Hier bedeckten dunkle Tapeten die Wände. Alexander meinte immer, in solches Schloß gehöre keine helle Farbe, und so kam es, daß die Zimmer bei Tage alle etwas Düsteres hatten, was sich nur vor den abendlichen Lichtern erheiterte. Was jedoch zum Behagen irgend beitragen konnte, war reichlich vorhanden; auch hier standen, von schönen Lampen beleuchtet, die bequemsten

Sitze, die Tische zur Hand und in zierlichen Gefäßen die ersten Hyacinthen. Wem es dennoch hier nicht gefiel, für den waren die Thüren zur Bibliothek geöffnet, welche gleichfalls erleuchtet war und eine reiche Auswahl von Altem und Neuem darbot, wovon bis jetzt aber nur Herr von Altheim nebst seinem ältesten Zögling Wilhelm Gebrauch gemacht hatte.

Es war heute fast um eine Stunde später gegessen worden, den langen Sylvesterabend etwas abzukürzen. Nicht daß man in den vergangenen Tagen nicht auch schon bis Mitternacht aufgeblieben wäre: es war öfter als einmal vorgekommen, und die Zeit war bei der geheimnißvollen Stunde nie schleichend angelangt; aber heute war man gewissermaßen dazu verpflichtet, und so konnte der Abend sich doch etwas dehnen. Deshalb hatte man später gegessen und war länger bei Tisch geblieben, und doch waren noch mehr als drei Stunden bis zu dem Augenblicke, der zwei Jahre von einander trennen sollte.

Herr von Bayer kam zu Edgar und sagte, indem er auf Hortense blickte, die schweigend bei ihrer Arbeit saß: „Bewölkung da wie draußen.“

Edgar zuckte mit den Schultern und nahm ein Buch in die Höhe.

„Und was hat denn die Wolken zusammengetrieben?“ fragte Herr von Bayer; „Ihre Laune?“

„Ja."

„So? Und Ihr Grund, launisch zu sein?"

„Ich kann es nicht leiden, wenn man jeden Augenblick den ganzen Tisch zu seinem Vertrauten macht."

„Das haben Sie aber heute gethan!"

„Und was hat man erfahren?"

„Daß Sie sehr übler Laune waren."

„Das ist seit zehn Jahren ein öffentliches Geheimniß."

„Das ist wahr. Sie sind manchmal so unausstehlich — Sie nehmen mir das nicht übel?"

„Wie könnt' ich das?"

„Daß ich wirklich nicht weiß, wie Sie dabei so liebenswürdig sein können. Wissen Sie es?"

„Vielleicht."

„So lehren Sie mich's, Freund."

„Wozu? Sie haben Ihr Theil."

„Ja, eine Frau. Sie sind ein glücklicher Mensch, Aarhausen; Sie haben noch alle, die frei sind, oder — sich frei machen."

„Nein, Sie sind ein glücklicher Mensch, Bayer; Sie haben etwas Bestimmtes, Sicherheit, Ruhe."

„Wo sind Ihnen diese Gedanken gekommen?"

„Heute bei'm Tische. Wie allerliebst war der aufgeputzt. Das kann nur eine Hausfrau."

„Sie hätten Ihre Schwägerin heirathen sollen.“

„Ich weiß nicht recht, wie ich das hätte anfangen sollen.“

„Nichts war leichter, lieber Freund; Sie schoben bei der Trauung Ihren Bruder weg und traten an seine Stelle.“

„Damals hatte ich den Tisch noch nicht gesehen.“

„Lassen Sie sich's auch nicht leid thun. In der Ehe ist es langweilig, vorher bestimmt zu wissen, wie Alles kommen und gehen wird; man erlebt nichts mehr, höchstens Kindergeschrei, zerbrochenes Porzellan, verdorbene Braten. Was können Sie dagegen nicht Alles erleben! Sie können Nebenbuhler bekommen, Duelle; Sie können sich selbst anderweitig verlieben — treu bleiben; der Mann kann sterben.“

„Das verhüte der Himmel!“

„Was fällt Ihnen ein. Wenn er stirbt, wem gehört da die Frau, als Ihnen?“

„Eben darum; der Himmel wolle mich gnädig bewahren!“

„Ich begreife Sie nicht. Sie sprechen eben vom Glück der Häuslichkeit —“

„Aber nicht mit einer Frau, die mich liebt. Wenn ich heirathe, will ich Ruhe haben.“

„Und die läßt die schöne Frau Ihnen nicht?“

„Wenn Sie das nicht Ruhe nennen, bald in Gluth erstickt, bald von Thränenschauern durchregnet zu werden.“

„Sie haben Recht. Gott sei Dank, bei meiner Frau hab' ich von dergleichen nicht zu leiden; aber auch die kleine Frau scheint daran nicht zu denken.“

„Nein, Alexander hat vernünftiger gewählt, als wir Alle. Es ist ein liebenswürdiges Geschöpf.“

„Schön, Sie haben sich bekehrt.“

„Vollkommen. Man muß aber auch solche verschleierte Wesen länger kennen.“

„Verschleiert, ja, das ist sie. Die Bescheidenheit ist ihr Schleier, und jede Schönheit würde gewinnen, wenn sie ihn trüge; aber wie wenige Frauen wissen das, werfen ihn ab, geben sich allen lüsternen Blicken Preis —“

„Frieden, lieber Freund, um des Himmels willen! Wo soll man sicher sein, wenn Sie sogar anfangen, in Bildern zu reden. Uebrigens winkt Ihre Frau Ihnen, Sie sollen ihr die Noten umdrehen.“

„Das ist auch so etwas von der ehelichen Glückseligkeit; nehmen Sie sich's zu Herzen.“

„Ich heirathe keine Frau, die musikalisch ist.“

Herr von Bayer wollte gehen, wandte sich aber noch einmal zurück. „Hören Sie, Aarhausen, mir bleibt's nicht auf der Zunge — Sie haben Recht mit

der Gluth und den Thränenschauern, aber eigentlich taugen Sie nicht viel."

„So wenig als Sie wollen;" erwiederte Edgar. Herr von Bayer ging und erfüllte die Pflicht eines artigen Ehemannes. Seine Frau spielte lächelnd sein Lieblingsstück, und rief dann Hortensen zu einem glänzenden Rondo, welches beide Damen vortrefflich eingeübt hatten. Dann fragte Hortense mit Gleichgültigkeit Edgarn, ob er singen wolle. Er verneinte es scharf; sie verlor sich, ohne empfindlich zu scheinen, sogleich in die reizenden Melodieen eines Notturno, aus welchem die zärtlichste Sehnsucht seufzte. Alle hörten ihr mit wahrem Entzücken zu; Edgar aber wurde innerlich so heftig, daß er am liebsten die Noten zerrissen hätte. Nicht daß er gefürchtet hätte, sie wirklich zu verlieren, dazu kannte er seine Macht zu gut, aber sie sollte auch nicht wagen, den Schein anzunehmen, als könne sie frei sein. Auch wußte er sie gleich zu bestrafen. Nachdem er ihr im falschesten Tone Artigkeiten über ihr Spiel gesagt, bat er Herrn von Bayer zu singen und schien die keckſten Lieder gerade am liebsten zu hören. Herr von Bayer, der ein großes Talent für den komischen Gesang hatte, ließ sich nicht bitten, verband die verschiedensten Lieder bald sprechend, bald spielend, durch die burleskesten Uebergänge, und ließ sich überhaupt in seiner

Laune ganz frei gehen, so daß er den Minuten die schnellsten Flügel anheftete. Endlich nachdem er sich müde gesungen, nahm er, wie er sagte, um sich auszuruhen, eine Posse zur Hand, und las sie mit unübertrefflicher Lebendigkeit vor. Seine Bemühungen waren jedoch in einer Art vergeblich; er konnte wol die Zeit, aber nicht die Schatten von drei Stirnen vertreiben; nur die Kinder hörten ihm zwar schüchtern, aber mit leuchtenden Augen zu. Doch war schon mit der Vertreibung der Zeit viel gewonnen; die Uhr zeigte die nahe eilfte Stunde, und die Wanderung nach dem Ahnensaale lag nun nicht mehr, wie nach dem Essen, fern im Nebel. Die Kinder wurden, außer Wilhelm, zu Bette geschickt; und Mathilde machte den Thee, den man heiß trank, um sich vor den Schauern des alten Saales zu verwahren; zugleich griff man nach den malerischen Ansichten, die in Heften dalagen. Edgar blickte so starr in das eine, daß Frau von Bayer neugierig wurde und von der Seite auch hineinsah. „Ach, Sie sind wieder in Venedig," rief sie, als sie den Markusplatz erkannte. „Venedig!" wiederholte Edgar gepreßt; „ich wollte, Sie hätten den Namen nicht ausgesprochen." — „Nun, das ist einzig," sagte sie lachend; „Sie starren wie gebannt auf das Kupfer und können die Unterschrift nicht hören." — „Eben, ich hatte

vergessen, daß ich hier sei, und Sie wecken mich auf," sagte Edgar. „Sehr artig, wahrhaftig!" rief sie; „ich dächte, Sie wären lange genug dagewesen." Herr von Bayer las in Edgars Zügen eine peinliche Erregung; Niemand war rücksichtsvoller als er, so wenig man es ihm zugetraut hätte; er ließ den Scherz, den er machen wollte, augenblicklich fallen und sagte: „Sie haben in Venedig viel gelebt?" Edgar fuhr sich mit der Hand über die Stirn; „ich wollte, ich könnte immer so leben." — „Mit der fremden Welt?" fragte Frau von Hain in dem ernsten Tone, der ihr eigenthümlich war. „Mit den Todten;" erwiederte Edgar; „das Treiben der Lebenden war für mich nicht da. Ich las Venedigs Geschichte. Die öden Paläste bevölkerten sich mir. Ich träumte, wie ein Knabe von den Römern träumt. So vergingen meine Tage."

„Und wenn es Nacht wurde?" fragte die ernste Frau.

„Wenn es Nacht wurde," antwortete Edgar, „fuhr ich auf den Lagunen. Mein Gondolier störte mich nicht; seine Geliebte war ihm gestorben, und er schwieg, weil er an sie dachte; so war ich allein zwischen dem Himmel und dem Wasser; die Kirchen und Klöster sah ich von Weitem dämmernd; feine Musik schlich sich wol herüber. Es waren

wunderbare Nächte; ich konnte mir manchmal einbilden, ich könne auch noch einmal etwas thun."

„Und können Sie das nicht?" fragte Frau von Bayer.

„O gewiß," sagte Edgar kalt; „man kann Alles. Ja, ich kann viel thun, — Rekruten einüben, mich an die Spitze der Schwadron werfen, wenn es Krieg und der Rittmeister todtgeschossen werden sollte; ich kann auch für das Vaterland sterben, wie es heißt. O ja, ich kann viel thun!"

„Und was giebt es Höheres, als den Tod für das Vaterland?" fragte Herr Altheim; „was können Sie mehr wollen?"

„Was ich mehr wollen kann?" wiederholte Edgar und warf dem jungen Mann den vollen verachtenden Blick seines stolzen und jetzt flammenden Auges zu; „was unsre Zeit nicht geben kann, weil sie mit kleinlicher Gerechtigkeit Alle betheiligen soll — Kränze um die Stirn eines Einzigen, eine Stelle, wo nur ich stände, Herrschaft über Tausende, Haß und Liebe von Tausenden, ein Geschick, wie es oft in einer Nacht sich aus der Dunkelheit enthüllte und aus der Höhe Strahlen warf — das wollt' ich wollen — wenn jetzt noch ein solches in der Welt wäre. Aber das giebt es nicht mehr."

„Nirgends mehr?“ fragte Frau von Hain.

„Nirgends;“ antwortete Edgar. „Die Zeit, in welcher der Mann galt, ist vorüber. Jetzt giebt es nur Größe in Massen, Gleichheit. Die Höhen sind abgetragen worden, um die Tiefen zu füllen. Es ist Alles Gemeingut; die Völker handeln, Monopole werden nicht mehr geduldet, die Einzelnen können nur noch auf dem Papiere herrschen. Wer nicht schreibt, muß thun, was an seiner Stelle eben zu thun ist. Nun sagen Sie mir meine Aussichten.“

„In der Zukunft giebt es keine;“ sagte Alexander, der mit schmerzlichem Antheile zugehört hatte; „darum stehe bei der Vergangenheit.“

„Und sinke mit ihr?“ fragte Edgar. „Ich habe auch schon daran gedacht; in Venedig rief es mich aus jeder Säule zum Tode, — das Leben sei öde. Aber ich will der Zeit nicht den Triumph gönnen, daß Sie mich bezwungen habe. Sie hat uns gezwungen, uns're uralten Rechte, in denen wir, über die Menge herrschend, wohnten, zu verlassen — gut, ich bin mitten in das Gewühl ihrer Menschen getreten, und ich will dastehen; ich will das Leben bis an's Ende durchmachen, und sehe ich dann, daß es nichts hatte, was der Mühe werth war, nun, so kann ich es ja um so besser verachten.“

„Und Alles, was es geben kann?“ fragte Hortense, nun zum ersten Male sprechend, und ihre Stimme klang, als ob die Seele, aus der sie kam, bitterlich weine.

„Alles!“ sagte Edgar bitter. Er sah vor sich nieder; seine Lippen zuckten; Hortense stand langsam auf und trat an ein Fenster. Alle Andern schwiegen tief bewegt. Ein Leben hatte sich vor ihnen enthüllt und ihnen die tiefe Wunde gezeigt, aus der es innerlich verblutete. Bis jetzt hatte es immer stolz und ruhig vor ihnen gestanden; die Lippen, die sich zu solchen wunderbaren Tönen öffnen konnten, verschmähten von Leiden zu erzählen und lächelten, und nur in einzelnen Augenblicken hatte die Bitterkeit dieses Lächelns Edgars Freunde veranlaßt, sich flüchtig die Frage zu thun: ob er etwa nicht glücklich und seine bisweilen seltsame Laune nicht der Ausbruch innerer Stürme sei? Aber schon am nächsten Tage wieder erschien er so sicher, so seine Umgebungen mit Ruhe überschauend, daß sie diese Vermuthungen immer wieder aufgaben und ihn in seinem ruhigen Gange mit Antheil, aber ohne Sorge betrachteten. Edgar war reich an Freunden; er zählte die Ausgezeichnetsten darunter, weil er stolz war und man es der Mühe werth hielt, ihn zu suchen. Dazu blieb er

stets, wie er einmal gewesen war; wenn er sich hatte finden lassen, war man seiner sicher. So bot ihm Mancher die Hand, der sie sonst nicht zu reichen pflegte, und er nahm sie, als wenn es ganz einfach sei, daß ihm dieses Zeichen werde. Auch von denen, die ihn jetzt gehört hatten, war Keiner, der nicht den ernstesten Antheil an ihm genommen hätte, und so mußte es einen tiefen Eindruck machen, daß er seinen finstern Schmerz zum ersten und vielleicht auch zum letzten Male aussprach; denn sie wußten, dieser habe wild toben müssen, um Edgarn zu zwingen, daß er ihn für Augenblicke frei gab, sie wußten aber auch, daß Edgar ihn bald wieder bezwungen haben und wieder fest in den stillen Kerker der Brust verschließen werde. Zugleich sagten sie sich: ihm werde dann die Erinnerung an die Stunde, in welcher der Schmerz stärker als er gewesen, vielleicht peinlich sein, und so trat Keiner ihm mit ausgesprochener Theilnahme nahe, sondern man bereitete sich scheinbar ganz unbefangen zu der Wanderung in das Reich, welches die alte Zeit in dem einsamen Theile des Schlosses noch hatte und mit den Weisen unter den Vögeln, den Eulen, theilte. Nur Hortense und Mathilde konnten sich nicht beherrschen; Beide weinten leise, Hortense um ihre Liebe, die dem Geliebten so wenig

galt, Mathilde um das Leiden des Mannes, der ihr so hoch erschien. Edgar ahnte diese Thränen, die ihm flossen; er trat zu Mathilden hin, wo sie im Schatten stand und ihren Mantel genommen hatte. Er nahm ihr den Mantel ab, gab ihn ihr um, beugte sich dann nieder und sah ihr in das Gesicht. Sie wandte es halb ab, und hüllte sich den Kopf dicht in einen schwarzen Schleier.

„Ich fürchte mich, daß eine Eule mir an das Haar fliegen könnte," sagte sie mit einer Stimme, in welcher die Thränen zitterten. — „Sie weinen!" sagte er; „warum, Mathilde?" — Sie antwortete nicht, ihre Thränen flossen schneller. „Weinen Sie nicht, es thut mir weh;" sagte er; „seien Sie ruhig, ich bitte Sie." — Alexander hatte geschellt, die Bedienten mit Fackeln standen an der Thür. Edgar nahm Mathildens Arm und ließ die Andern, Herrn von Bayer mit Hortensen, vorausgehen. Langsam folgte er, er schien Mathilden Zeit lassen zu wollen, sich zu fassen, ihm war es schon völlig gelungen; sie fühlte das und wurde allmälich auch wieder ruhiger. Er faßte sanft die Hand, die auf seinem Arme ruhte, und sagte: „Der Schmerz hat nur in Augenblicken Gewalt; eigentlich ist er der Seele unterworfen. Auch mir fehlte nur heute die Kraft, Sie werden mich nicht

oft so sehen.“ — „Ich habe Alles gefühlt, was Sie sagten;“ antwortete Mathilde leise. „Ich habe Sie verkannt,“ sagte er; „mir hat lange der Sinn für Ihr reines Wesen gefehlt; Sie sind gegen Heinrich sehr gütig, darf auch ich etwas von Ihnen hoffen?“ — „Wenn ich Ihnen etwas sein kann —“ sagte Mathilde, und das Herz schlug ihr heftig, „aber ich kann das nicht glauben.“ Es wurde mit einemmale dunkel um sie her. Mathilde bemerkte es nicht, Edgar aber sah, daß die Andern schon um die Ecke des Ganges gebogen waren, und führte Mathilden rascher vorwärts. Als auch sie an die Ecke kamen und die Fackeln ihnen wieder leuchteten, sagte er: „Seien Sie meine Freundin, oder wollen Sie meine Schwester sein? Sie werden mir dann noch mehr geben.“ Sie lispelte leise unverständliche Worte; er schonte sie, denn er fühlte, daß dieses plötzliche Nahetreten, welches durch sein früheres Benehmen so wenig vorbereitet worden war, sie bewegen mußte; so drang er nicht auf Antwort, sondern deutete im Vorübergehen auf ein Fenster und sagte: „Sie wissen, daß meine Eltern hier wohnten?“ Als sie bejahte, fuhr er fort: „Aus diesem Fenster wäre ich einst beinahe hinausgestürzt, wenn nicht Alexander mich mit fast übernatürlicher Kraft festgehalten

hätte, bis Hülfe kam." Mathilde sah sich fast erschrocken nach dem Fenster um, an dem sie schon vorüber waren; jetzt kamen sie an den geheimnißvollen Theil des Schlosses und traten durch eine hohe, schmale Thür in die alterthümlichen Räume, wo die graue Zeit, welche die Männer in Harnischen gesehen und das Rasseln der großen Schwerter gehört hatte, wohnte und die Eintretenden wol hätte mit Schauern schütteln können, wären sie nicht Kinder aus alten, ihr wol bekannten Häusern gewesen. So aber saß sie in ernstem Schweigen, und sie gingen auch schweigend durch ihr Geräth und Alles, was ihr gehörte und von Alexander sorgfältig gesammelt worden war, hindurch und immer weiter, bis endlich die Thüren zum Ahnensaale sich mit einem feierlichen Klange aufthaten und eine dumpfe Luft, wie ein Gruß von den Todten, welche sie zu besuchen kamen, sie anwehte. Langsam schritten die Bedienten voran; die Bilder an den Wänden erschienen bei dem Lichte der Fackeln und verschwanden wieder in der Dunkelheit, die hinter den schweigend Vorwärtsgehenden zurückblieb; die Fenster ließen den Blick in die wolkige Nacht frei, in welcher das Meiste dunkel war. Edgar sagte tief gedämpft: „solche Nächte kenn' ich; als Knabe hab' ich sie hier in Schauern,

die ich liebte, verbracht. Am Tage las ich hier die alten Chroniken, welche in dem nahen Zimmer stehen. Was träumt' ich da!"

Man war an das Ende des Saales gekommen, Alexander hielt Frau von Hain an; auch die Uebrigen blieben stehen, blickten zurück und konnten sich eines leisen Grauens nicht erwehren. Alexander hatte den Dienern gewinkt, und zahlreiche Kerzen, welche schon in Armleuchtern bereit standen, wurden angezündet; zugleich erschien Johann mit einem dampfenden Theekessel, und bereitete geschickt den Punsch, während Alexander die Bilder erklärte. Es waren einige von den Fürsten Odalinski, den frühern Besitzern des Schlosses, darunter, und besonders von diesen waren schauerliche Nachrichten verzeichnet, die Alexander nun erzählte und so gewissermaßen die düstern Gestalten belebte. Edgar und Mathilde kannten dieses Alles schon; sie folgten den Andern in einiger Entfernung. Edgar sagte: „Ich werde bei Ihnen die Verstellung von mir legen; wollen Sie Geduld mit mir haben?" — Mathilde erhob die Augen zu ihm, er las ihre ganze Seele darin. „Ich danke Ihnen," sagte er; „verurtheilen Sie mich nicht, wenn ich es auch verdiene." Sein Auge ruhte bei diesen Worten auf Hortensen, die vor ihm ging; Mathilde verstand

ihn und sagte leise: „ich kann nie Ihre Richterin sein.“ — „Nein, seien Sie es nicht!“ sagte er; „bedauern Sie, was Sie nie kennen werden; die Leidenschaft und die Reue.“ —

Die Mitternacht war ganz nahe; ehrerbietig sagte Johann es seinem Herrn; schweigend traten Alle um den Tisch, wo die rauchenden Gläser bereit standen. Langsam schlug die Schloßuhr. „Der Zukunft!“ sagte Alexander ernst; die Gläser tönten leise, Edgar stand bei Mathilden. „Der Zukunft!“ wiederholte er. Sie sah zu ihm auf, er wagte es, neigte sich, seine Lippen berührten ihre Stirn, die Uhr that den letzten Schlag, und das neue Jahr war angebrochen.

Siebentes Kapitel.

Der Neujahrstag war nicht vergangen, ohne daß Edgar und Hortense Frieden gemacht hätten. Sie war so unglücklich gewesen am vorigen Abende, daß es von seiner Seite nur weniger Worte bedurfte. „Ist denn Ihre Liebe mir vom Leben

gegeben worden?" fragte er, als sie ihm weinend vorwarf, daß er ihre Liebe, wie alles Andere, gering geschätzt habe. „Ich meine, Ihr Herz hat mir sie gegeben," setzte er hinzu, „und das Leben hat dabei nichts gethan, als uns getrennt, so viel seine Schranken trennen können."

Hortense dachte, daß solche Worte nicht zu theuer erkauft werden könnten, und vergaß Alles, um sich an ihnen zu trösten und zu beruhigen. Es war schauerlich, welche Macht er über diese Frau hatte.

Zwischen ihm und Mathilden war noch Alles rein; ihm war, als habe er einen neuen Stern entdeckt, so klar schien sie in seine Seele. Ihr Hinneigen zu ihm auf gewöhnliche Art auszulegen, kam ihm nicht in den Sinn; bei jeder andern Frau hätte er es gethan; hier war er zum erstenmale bescheiden. Vielleicht war diese neue Tugend schlimmer, als sein alter Fehler der Anmaßung; vielleicht sah er auch in Mathilden noch nicht das Weib. Gewiß ist es, daß er sie mit Bedeutung begrüßte, als er in den Saal trat, wo man sich zum Frühstück versammelte. „Haben Sie auch noch nichts vergessen?" fragte er. Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich werde immer an diesen Sylvesterabend

denken,“ sagte er, setzte sich zu ihr und verließ sie nur, um ihre Mutter, die eben hereintrat, zu begrüßen, ohne daran zu denken, wie er durch seine Worte die Schläge dieses jungen Herzens heftig und schnell gemacht hatte. Auch Alexander dachte nicht an solche Möglichkeit; er war selbst darüber beruhigt, daß Mathilde Hortensens Leidenschaft gesehen hatte. „Ihre Seele wird nicht getrübt,“ hatte er zu Frau von Hain gesagt, als sie vor einigen Tagen darüber gesprochen hatten, und selbst diese strenge Frau hatte in Mathildens ganzem Benehmen nichts finden können, was einen Tadel gerechtfertigt hätte. Keiner konnte sich solche Reinheit mit einer Leidenschaft zusammendenken, und Alle vergaßen, daß nichts reiner ist, als das glühende Sonnenlicht. So wurde Mathildens Verderben, was eigentlich ihr herrlichstes Lob war; Keiner beschützte sie, weil Alle ihr unbedingt vertrauten; Alle glaubten sie unverändert, und doch regte kein Frühling sich unruhiger und treibender, als ihre Jugend.

Daß sie nur aus Unschuld schuldig werden würde, beweiset der Brief, den sie in der einzigen freien Stunde, welche ihr heute blieb, an Heinrich schrieb und Frau von Bayer mitgeben wollte. Er lautete, wie folgt:

„Lieber, lieber Heinrich!“

„Wenn Du mich an dem heiligen Abend be-
„grüßt hast, wo Jeder seine Lieben erfreut, so
„schreibe ich Dir am Neujahrstage, wo Jeder für
„seine Lieben betet. Ob ich es für Dich schon ge-
„than? Du wirst nicht zweifeln; dennoch sage ich
„Dir's, und dann küsse ich Dir im Geiste die im-
„mer so heiße Stirne, unter der es manchmal so
„unruhig ist, und sage: bleibe mein Heinrich!
„Nun bist Du doch mit Deinem Neujahrsgruß
„zufrieden?“

„Wir sind mit Deinen Geschenken sehr zufrie-
„den gewesen. Die Kinder haben Deinen Namen,
„als den eines großmüthigen Gebers, in ihre Ta-
„gebücher geschrieben und wollen alle auch an Dich
„schreiben; ich habe jedesmal, wenn mir Hände
„und Füße draußen schön warm waren, dank-
„schuldigst, wie Frau Henne sagt, an Dich gedacht.
„Nur gestern, als wir das neue Jahr begrüßten,
„hab' ich Dich vergessen; da war ein Anderer mäch-
„tig in meiner Seele; Edgar bot mir seine Freund-
„schaft, und ich konnte an weiter nichts als an
„diese herrliche Gabe denken.“

„Lieber Heinrich, Du hast hohe Männer zu
„Brüdern. Von Alexandern fühlt es kein Herz
„so, als das Deine; aber von Edgarn muß ich

„Dir es sagen, denn da fühlst Du es nicht. Ich „glaube selbst, Du liebst ihn nicht recht; — Hein= „rich, das wäre schweres Unrecht. Was Du einst „von ihm sagtest — er sei kalt — das glaube „nicht länger, er ist es nicht; aber Du mußt an „seinem Herzen anklopfen, wenn es sich Dir öffnen „soll. Willst Du es thun, Heinrich, um meinet= „willen, um Deinetwillen, damit Du ihn erkennest „und noch einen Bruder zu lieben habest? Nein, „Du wirst nicht meine Bitte abweisen."

„O, wenn ich einen Zauberstab hätte — da „wollt' ich jetzt etwas schaffen. Alexander würde „ein Fürst in einem schönen, märchenhaften Lande, „Edgar der Schützer seines Thrones; er zöge wider „die Feinde, käme siegreich heim, und ich gäb' ihm „die Siegespreise. Auch Du müßtest mit uns sein, „Du holtest Dir aus Gefahren eine wunderschöne „Prinzessin. Unser Leben wär' ein Traum. Oder, „wenn wir vor Jahrhunderten in Venedig wären „geboren worden: Alexander wäre Doge gewesen, „Edgar hätte auf dem Meere gekämpft — wir „wären die stolzesten und glücklichsten Edlen der „stolzen Stadt gewesen. Wenn ich Edgarn ein „Schicksal geben könnte, das seiner werth wäre! „Warum sind die alten Zeiten vorüber? O, nur „von Venedig laß Dir von ihm erzählen, da wirst

„Du nicht mehr sagen, daß er kalt sei. Von dem, „was hier vorgegangen, soll ich Dir nichts erzäh„len. Wilhelm will sich das nicht nehmen lassen. „Auf ihn verweise ich Dich also. Er will seinen „Brief dem guten Herrn von Bayer anvertrauen; „ich gebe den meinigen der liebenswürdigen Frau. „Ich habe jetzt zum erstenmal den Reiz der Ge„selligkeit kennen gelernt, nur mit der Räthin bin „ich weniger bekannt geworden. Jetzt aber —" und sie schloß herzlich, doch flüchtig, und eilte, sich zu dem letzten gemeinschaftlichen Spaziergange anzuziehen, der die Gesellschaft unter dem heute wolkenlosen Winterhimmel weit auf den Wiesen und am Forst hinführte. Erst als der Tag sich neigte, kam man zurück und machte dann dem Garten, dessen Gänge immer vom Schnee rein gehalten wurden, einen Abschiedsbesuch. Alexander ließ sich von seinen Gästen versprechen, daß sie einmal im Sommer wiederkommen wollten, um den Garten auch im Grün kennen zu lernen. Alle versicherten, daß sie ihn selbst jetzt schön fänden, und wirklich warfen die schönen Bäume so sanfte blaue Schatten auf den stillen Boden, und der schweigende Kanal schimmerte so mild zwischen ihnen hervor, daß man die Natur in ihrem Schlafe nicht friedlicher sehen konnte. „Goczyn ist mir sehr lieb

geworden," sagte Frau von Bayer, „und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie uns eingeladen haben." — „Wenn der Junge nicht wäre," sagte ihr Mann, „so möcht' ich gleich hier bleiben; aber der wird der Tante gewiß schon mehr Noth gemacht haben, als nöthig ist, um das Glück seiner Gesellschaft in jedem Augenblicke fühlbar zu machen." Frau von Bayer schalt ihn, daß er so von dem Knaben spreche, da dieser doch das ruhigste Kind sei; er schlug mit einem Seufzer, der viel sagte, die Augen komisch zum Himmel auf.

Edgar hatte bei dem Spaziergange Frau von Hain geführt; er fühlte eine hohe Achtung vor diesem strengen, aber vollkommen lauteren Charakter, und wunderbar genug war es ihm gelungen, ihr Wesen zu mildern, so daß sie, was sie an ihm nicht billigen konnte, schweigend auf sich beruhen ließ und eine Unterhaltung mit ihm nur abbrach, wenn ihre Kinder ihrer Aufmerksamkeit bedurften. Auch heute war ihr Gespräch an Inhalt reich gewesen, und erst im Garten trat Edgar zu Mathilden. „Als Sie herkamen," fragte er, „wie erschien Ihnen da dieser Garten?" — „Wunderbar;" antwortete sie, zugleich von der Erinnerung an jenen Abend tief erröthend. „Ich hoffe, in diesem Sommer wieder herkommen zu können,"

sagte er, indem er nach dem Schloß blickte, welches jenseit des Grabens in der Abendröthe stand; „dann müssen Sie mir erlauben, Ihnen hier vorzulesen. Wo ist Ihr Lieblingsplatz?“ „An der Mauer, beim Pförtchen;“ antwortete sie. „Das ist auch meiner;“ sagte er lächelnd; „Sie sehen, wie schön sich das trifft. Sie müssen mir aber auch erlauben, Ihnen beim Kränzewinden zu helfen, wenn ich auch Heinrich dabei in das Amt komme.“ — „Ich will Ihnen Alles erlauben,“ antwortete Mathilde, auch lächelnd; „um was ich Sie aber bitten werde — sagen Sie doch Heinrich, daß Sonnenstrahl sich wohl befinde; der Schimmel und er sind große Freunde, und ich habe es in meinem Briefe vergessen, was mir nicht gut aufgenommen werden wird.“ — „Wagt denn Heinrich Ihnen etwas übel zu nehmen?“ fragte Edgar. „Er hat es noch nicht gethan,“ sagte sie; „aber ich habe auch noch nicht vergessen, Sonnenstrahl zu erwähnen. Ich war heute zu eilig.“ Die Gartenthür ging auf; Alexander hatte sie, zur Rückkehr in das Schloß einzuladen, geöffnet; Mathilde und Edgar folgten den Uebrigen, die schon voran gingen.

Als am andern Tage der Kanal im Morgenlicht schimmerte, ging Mathilde allein sinnend daran auf und nieder; der Wagen mit den neuen Freunden

war schon aus dem Gesichte, und sie dachte ihnen nach, bis Wilhelm seine Schwester suchen kam, um ihr etwas, das Edgar beim Einpacken ihm geschenkt, zu zeigen und dabei von Edgarn zu sprechen, welcher auf die Einbildungskraft des Knaben in der Sylvesternacht einen tiefen Eindruck hervorgebracht hatte. „Hast Du gesehen, wie er aussah, wie die Bilder — seine Ahnenbilder?" fragte der Knabe, und Mathilde, die diesem Bruder immer sehr nahe geblieben war, selbst jetzt noch als Frau, erzählte ihm nun eifrig einige Sagen von dem Schlosse, die er noch nicht kannte und auf deren schauerlichem Grunde das Bild Edgars ihm immer wunderbarer erschien. „Wollen wir nicht in den Wald gehen?" fragte er dann; „da hat er gejagt." Sie gingen auf dem einsamen Wege in die schweigenden Schatten und blieben lange fort. Als sie wiederkamen, ahnte Niemand, daß eben ein neues Band sich zwischen dem Knaben und der jungen Frau gewebt hatte. Diese selber wußte es nicht; aber sie war von nun an fortwährend mit Wilhelm zusammen, und wenn sie alte Ritterbücher, oder was über Venedig nur irgend Auskunft geben konnte, eifrig lasen, so fand sich immer wieder ein Punkt, von welchem aus sie den Gegenstand ihrer beiderseitigen kindlichen

Begeisterung, die hohe, ernste Gestalt Edgars, in einem neuen Lichte betrachten konnte.

Alexander sah an diesem Tage seinen Pächter, von welchem er die halbjährige Zahlung erwartete, nachdem der junge Mann wie gewöhnlich die Zinsen schon berichtigt hatte und die Empfangscheine darüber mitbringen konnte. An der Summe aber, die noch zu entrichten blieb, fehlte der größte Theil, und Alexander mußte auf eine lange Erzählung von Unfällen hören, die im letzten Halbjahre den Pächter getroffen haben sollten und es ihm unmöglich machten, das Pachtgeld für den Augenblick vollständig zu zahlen. Der junge Mann sprach mit großer Bescheidenheit, sagte: nur die dringendste Nothwendigkeit habe ihn dazu bringen können, seinen Verpflichtungen zum ersten Male nicht ganz treu nachzukommen; er hoffe mit Bestimmtheit, er werde bei dem nächsten Termine im Stande sein, das Fehlende nachzuzahlen, und bat Alexander, im Fall er es ja bedürfen solle, es einstweilen von der Caution zu nehmen, welche nach dem Pachtvertrage sehr bedeutend hätte sein müssen, in der That aber nicht so viel als die halbjährige Pacht betrug, indem Alexanders Großvater, der durch eine vollkommene Sorglosigkeit die Herrschaft ganz heruntergebracht hatte und des-

wegen zur Verpachtung gezwungen worden war, auch nach dieser nicht Anstand genommen hatte, immer Gelder aufzunehmen und dennoch immer Geld zu brauchen und sich deshalb mehr als einmal von der Caution hatte Vorschüsse geben lassen, die dann der Pächter sich von dem Pachtgelde wieder hatte nehmen müssen. Die Caution zu ergänzen, war dem leichtsinnigen Manne nie eingefallen, sein Sohn hatte auch nie daran gedacht, und hätte er daran gedacht, so wäre es gewiß gewesen, um die ganze Caution für überflüssig zu finden und sie nur liegen zu lassen, weil sie einmal niedergelegt war; und so war es denn bis jetzt bei ihrer Unzulänglichkeit eben so geblieben, als bei dem alten Vertrage. Auch jetzt fand Alexander kein Bedenken, in den Vorschlag des Pächters einzugehen, und da er das Geld wirklich gerade brauchte, so wurde sogleich das Nöthige deswegen verabredet, und der bescheidene junge Mann entfernte sich mit nochmals wiederholten Entschuldigungen, so wie mit der Versicherung seiner lebhaften Dankbarkeit für das ihm bewiesene Vertrauen. Diese letzte Aeußerung fiel Alexandern auf, und wäre nicht etwas Anderes dazwischen gekommen, so hätte er vielleicht eine Spur verfolgt, die ihn zu wichtigen Entdeckungen geführt haben würde; so

aber erhielt er in demselben Augenblicke einen Brief, in welchem sein Hauptgläubiger, ein reicher Kaufmann aus der Residenz, ihm auf Johanni die Summe von dreißigtausend Thalern kündigte, weil er gesonnen sei, sich selber anzukaufen. Das war keine angenehme Aussicht; Alexander schrieb sogleich an Edgar und an Herrn von Bayer, sprach davon mit seiner Schwiegermutter, dachte in den folgenden Tagen nicht ohne große Sorge darüber nach und vergaß so gänzlich den Pächter. Vom Herrn Faß und seiner romantischen Tochter hörte er nichts weiter.

Mathildens Geburtstag war eigentlich nur für die Kinder ein Fest, da Alexander ernsthaft war und Frau von Hain seine Besorgniß theilte. Am andern Morgen reis'te auch sie ab, und die nächsten Tage zogen sehr einförmig hin, so daß Mathilden mehr als einmal eine ungewöhnliche Sehnsucht nach Schlaf überfiel und es wirklich nöthig war, daß der folgende Posttag ihr sowol von Edgar, als auch von Herrn und Frau von Bayer sehr überraschende Glückwünschungsbriefe brachte. Die der Freunde waren von artigen Kleinigkeiten begleitet; Edgar schickte ihr in schönen Bänden die beiden venetianischen Trauerspiele Byrons. Dazu schrieb er:

„Es sind kaum acht Tage, daß ich von Ihnen „Abschied nahm, und doch dünkt mich, daß schon „eine lange Zeit zwischen uns liege. Ist es, weil „ich mich nach Ihnen sehne? Ich muß es glau= „ben, obwol Sehnsucht mir bisher ein ganz frem= „des Gefühl war. Doch Sie haben zugleich mit „Ihrer Mutter ja schon ein neues in mir erweckt, „hohe Achtung vor weiblichen Charakteren. So „ist es auch möglich, daß ich mich sehne.

„Was soll ich Ihnen zu dem heutigen Tage „sagen? Es giebt der hergebrachten Worte so viel, „daß man nicht recht weiß, welche man wählen „soll. Auch dünken mich Ihnen gegenüber alle „diese Redeformen so gewöhnlich — vielleicht weil „Sie so eigenthümlich sind, vielleicht weil ich bei „Ihnen mehr fühle? Halten Sie sich, an welchen „Grund Sie wollen, oder nennen Sie mich un= „gezogen — gewiß ist es, daß ich gar nichts sage. „Man muß so oft gezwungen schweigen, warum „nicht auch einmal, wenn es einem gerade ein= „fällt? Genug, ich schweige; urtheilen Sie, wie „Sie wollen.

„Ich sende Ihnen zwei Bücher, in denen Sie „Venedig finden werden so furchtbar und so groß, „wie es war. Ich weiß, daß Alexander Byrons „Werke doppelt hat; aber ich weiß auch, daß Sie

„erst Bekanntschaft damit machen wollten, und ich „wünsche, daß Sie gerade diese Dichtungen durch „mich kennen lernen mögen; einmal, weil nichts „venetianischer ist, als sie; dann, weil ich Ange„lina bisher für unwahr gehalten habe, für einen „schönen Traum. Es ist wahr, aber doch immer „nur für einen Traum. In Ihnen aber ist mir „die Wirklichkeit einer solchen Reinheit erschienen, „und deswegen, Mathilde, empfangen Sie Ihr „Bild im Gedichte aus meiner Hand. In den „beiden Foscari mögen Sie sehen, wie ich Venedig „geliebt haben würde, wenn es meine Vaterstadt „gewesen wäre. Freilich jetzt wär' es eine Qual, „Venetianer zu sein — doch ich schweige auch „hier.

„Heinrich hab' ich erst einmal gesehen und zwar „im Buchladen, wo er noch überdies finster wie „philosophische Abhandlung aussah. Auf meinen „Auftrag von Ihnen erhielt ich keine Antwort. „Schon früher war ich bei ihm gewesen, hatte ihn „aber nicht gefunden. Zu mir ist er nicht gekom„men. Ich sehe, daß er wirklich mein Bruder ist; „er fängt mit dem größten Glück an, mir in der „Unerträglichkeit nachzuahmen. Ich bitte Sie, liebe „Mathilde, ihm recht eindringlich vorzustellen, er „möge sich ein anderes Vorbild wählen. Wenn

„ich Ihnen gegenüber unwahr sein dürfte, so würd' „ich sagen: die Räthin empfehle sich Ihnen. Sie „thut es aber nicht, sie spricht auch nicht von Ih„nen. Sie Beide passen nicht für einander."

„Uebrigens hab' ich das Vorgefühl einer Krank„heit. Ich suche mich zu zerstreuen, bis sie zum „Ausbruche kommt. Dann wünschen Sie etwas „von Ihrer Sanftmuth

Ihrem

Sie verehrenden Edgar."

Mathilde trug Brief und Bücher freudig zu Alexandern, der sich liebevoll theilnehmend bewies. „Du hast ein Vorurtheil besiegt, wo es sich der Mühe lohnte," sagte er, „und das freut mich sowol um Deinetwillen, als auch weil Edgar jedes gute Gefühl kennen lernen sollte." — Was den Schluß des Briefes betraf, so sagte er Mathilden, nicht ängstlich zu sein; dergleichen Vorgefühle seien meist schon die wirkliche Krankheit, das heißt eine allgemeine Verstimmung der Nerven.

Alexander erhielt auch die nächsten Posttage sowol von Edgarn als von Herrn von Bayer keinen Brief und war schon im Begriff, wieder zu schreiben, als ein Brief von einem ihm dem Namen nach bekannten Kaufmanne ihn plötzlich aus aller Sorge befreite, indem der Kaufmann ihm anbot, unter

denselben Bedingungen mit derselben Summe in die Stelle dessen, der ihm gekündigt hatte, einzutreten. Er habe, setzte der Kaufmann hinzu, diesen bedeutenden Gewinnst eben bei einem glücklichen Handelsgeschäft gemacht, und wünsche nun ihn gewissermaßen vor sich selber sicher anzulegen, indem er leicht in Versuchung kommen könne, ihn in neuen Geschäften zu wagen, wenn er ihn in Papieren gleichsam zur Hand liegen hätte. Alexander, der noch von England her gewohnt war, sich das Geld immer nur in Massen zu denken, fand in diesem ungewöhnlichen Anbieten einer so bedeutenden Summe nichts als einen guten Zufall, schrieb sogleich einwilligend zurück, theilte Edgarn die Beendigung dieser Angelegenheit mit und überließ sich nun ungestört wieder seinen gewöhnlichen Beschäftigungen, von denen die mit Mathilden ihm mehr und mehr anziehend wurde, da eine ganz neue Entwickelung in ihrem Geiste begonnen hatte, so daß kein Tag, ohne Wachsthum ihrer Gedanken verging. Dabei war sie glühend froh, wie in den ersten Wochen ihrer Verheirathung, und that Alles mit einer innern Lust. Wäre Alexander jetzt plötzlich warm geworden, so hätten alle diese Keime, welche Edgar mit Blick und Stimme in ihr hervorgerufen hatte, sich in prangenden Blüthen für Alexander entfaltet, und

in jeder Blüthe hätte der Samenstaub künftigen Glückes gezittert. Aber Alexander blieb wie er war, und die Knospen blieben verschlossen und warteten auf einen Andern, dem sie zu Blüthen werden sollten.

Heinrich schwieg lange; endlich schrieb er an Mathilde:

„Du wirst einen Brief von mir erwartet ha-
„ben und ich wäre auch gern dem Beispiele Andrer
„gefolgt, aber ich konnte nicht. Ich will aufrichtig
„sein, wie immer — es wird mir selbst jetzt schwer
„zu schreiben; Dein Brief hat mich tief verletzt.
„Du bist also auch wie andere Frauen, Mathilde;
„wer Dir nah ist, der ist Dir der liebste. Die
„Freundschaft, die Du mir gegeben, — die ich
„höher, als alles Glück schätzte, und nie ganz ver-
„dienen zu können glaubte — Du hast sie auch
„für Andre in Bereitschaft und giebst sie, wie sich
„eben die Gelegenheit findet? Ich gestehe, wenn
„Du mir es nicht selbst gesagt hättest — ich hätte
„es Keinem geglaubt.

„Und wem hast Du sie gegeben? Ich wollte
„nichts sagen, müßt' ich mit einem andern theilen
„— aber mit Edgar! Bei meinem Worte, der
„verdient es nicht. Er muß einen Zauber haben,
„der die Menschen blind macht, daß sie nicht sehen,
„wie er ist — ich wollt' es sonst nicht glauben

„und muß es nun — aber Deiner werth ist er „nicht, und die Freundschaft, die er Dir bot, hättest Du von Dir weisen sollen, wie etwas, das „Dich beflecken würde. Du sprichst von Märchenträumen — gut, in den Märchen ist von Gaben „die Rede, welche dem Anschein nach köstlich sind, „aber dem, der sie empfängt, Verderben bringen. „Edgars Freundschaft ist eine solche; wär' ich Dir „nahe gewesen, er hätte sie Dir nicht geboten, ich „hätte Dich mit Gewalt fern von ihm gehalten. „Aber nun scheint es zu spät, oder kannst Du noch „auf mich hören?

„Deinen Versuch, mich zur Liebe zu ihm überreden zu wollen, wirst Du wol nicht mehr wiederholen. Ich bin entschieden in Liebe, wie in „Abneigung; auch können nur schwache Naturen „sich in Beidem verändern.

„Uebrigens hat auch Wilhelm mir des Längeren und Breiteren über Edgar geschrieben. Wenn „er ihn zu seinem Traumbild wählen will — immerhin, aber zu meinem Freunde wächst Wilhelm „dann nicht auf. Daß Du mit der Räthin fremd „geblieben bist, ist das einzige Gute in dieser „segenlosen Zeit. Eine Vertraulichkeit mit ihr hätte „noch gefehlt!

„Lebe wohl, Mathilde; aber schreibe mir nicht

„mehr von Edgar. Denke an die Sage von den „zwei Brüdern; die Stelle könnte noch einmal zwei „Brüder und eine Schwester zusammen sehen; „aber ich würde nicht wie Jaromir schweigend „fortgehen."

Mathilde trug auch diesen Brief zu Alexander und war nicht wenig unwillig auf den Schreiber. „Was bildet er sich denn ein?" fragte sie; „soll ich etwa Niemand anders gut sein als ihm, und noch dazu einem, der mir eben so nahe steht, als er, und den Du auch lieb hast? denn Du hast Edgar doch lieb, Alexander?"

„Mir stehen beide gleich nahe," antwortete Alexander, „nur Jeder in verschiedener Art: Edgar als Freund, Heinrich als Zögling. Du aber," fuhr er fort und sah lächelnd in ihr heißgeröthetes Gesicht, „Du mußt mit Heinrich Nachsicht haben; denn er ist eifersüchtig."

„Aber das hat ja keinen Sinn und Verstand," sagte Mathilde; „man ist eifersüchtig auf seine Geliebte oder seine Frau, aber doch nicht auf seine Schwägerin."

„Warum nicht?" fragte Alexander; „wenn man die Schwägerin so verehrt, als Heinrich Dich, dann kann man es wol sein, man kann auf Jeden, den man liebt, eifersüchtig sein. Bist Du es noch nie gewesen?"

„Nein;“ antwortete sie naiv; „ich habe noch nie Ursache dazu gehabt.“

„Desto besser für Dich,“ sagte Alexander lächelnd; „aber deswegen darfst Du den armen Heinrich nicht verurtheilen. Du magst Dich wol etwas sehr lebhaft über Edgar geäußert haben, und das hat ihn verletzt, um so mehr, da er sich sagen kann, daß er besser ist, als Edgar.“

„Besser, als Edgar — o, Alexander!“

„Gewiß, liebes Herz; ich bin hier unparteiisch, Du kannst mir glauben. Edgar hat weit mehr Eigenschaften als Heinrich; er blendet mehr, er ist auch interessanter, aber der reinere Charakter ist Heinrich. Sieh, das Verhältniß mit der Räthin — Du hast es gesehen; ich darf mit Dir darüber sprechen — man kann es höchstens mit der Leidenschaft der Frau, mit den leichten Grundsätzen der Welt entschuldigen, aber billigen doch nie. Nun, Heinrich würde nie ein solches eingehen, das bin ich überzeugt; ich bin auch sicher, daß er selbst in den nächsten und gefährlichsten Jahren sich bewähren wird; dagegen macht Edgar, wie Du siehst, von der Gelegenheit Gebrauch, ohne sich von irgend einer Schranke zurückhalten zu lassen.“

„Du hast Recht,“ sagte Mathilde, „aber deswegen brauchte Heinrich doch nicht so zu schreiben.“

„Da hast Du auch Recht;" antwortete Alexander; „ich gebe Dir auch die Erlaubniß, ihn auszuschelten, aber Du mußt auch bedenken, daß bei Heinrich jetzt gerade die Zeit der Erhabenheit ist, wo Alles mit ihm auf die Spitze der Gefühle muß. In unsere Sprache übersetzt, sagt sein Brief nichts, als: ich bin wüthend, daß Du Edgarn so liebenswürdig gefunden hast; ich allein will von Dir liebenswürdig gefunden werden. Zu einer Wiederholung der schauerlichen Brüdergeschichte wird es hoffentlich nicht kommen."

Die Sage, auf welche Heinrich so drohend angespielt hatte, war eine von denen, welche in der Chronik von Schloß Goczyn mit aller Ueberzeugung des alten Schreibers noch von den Fürsten Odalinski erzählt wurden. Zwei Brüder und eine schöne Schwester waren zugleich im Schloß aufgewachsen. Der älteste Bruder war schöner und gewinnender, der jüngste tapferer und der Schwester mit leidenschaftlicher Neigung anhängend. Sie liebte ebenso Wislaw, den älteren Bruder; der jüngere sah es und ertrug es; er war viel auf Kriegszügen. Von einem solchen heimkehrend, sah er einst nach langen Monaten Schloß Goczyn wieder; er begrüßte seine Eltern und fragte ob Lodoiska nicht komme? Er ging in den Garten und immer

weiter darin, bis er an die Bank neben dem Pförtchen am Ende kam. Da saß Wislaw nachlässig hingestreckt, und neben ihm saß Lodoiska, küßte ihn und dachte nicht daran, daß Jaromir an diesem Tage kommen sollte. Jaromir wandte sich schweigend um, Lodoiska sah ihn jetzt und eilte ihm nach; sie wollte auch ihn küssen, aber er wies sie von sich und sprach, so lange er noch im Schlosse war, kein Wort mehr mit ihr. Als bald darauf ein neuer Krieg begann, zog er dahin und blieb im ersten Gefecht. In der Nacht aber kam er windschnell auf schattenhaftem Pferde zu dem Schlosse geritten, hielt unter dem Fenster Lodoiska's und rief sie bei Namen; so kam er jede siebente Nacht. Als er siebenmal gekommen war, verlor Lodoiska allen Muth zum Leben und ging in ein Kloster. Seitdem kam er nicht mehr wieder.

Heinrich schien nun zwar nicht mit ähnlichen Besuchen zu drohen, wol aber mit irgend einem Eingreifen, welches auf keinen Fall angenehm wirken konnte. Mathilde bat ihn daher in ihrem nächsten Briefe recht ernstlich, keine alte Sage wieder in das Leben zurückrufen zu wollen, und sprach überhaupt wie ein kleiner Prediger, oder auch wie eine kleine Frau, die keine Lust hatte, sich von einem jungen Menschen, der nicht älter war als sie, Vor-

schriften machen zu lassen. „Wenn Du es nicht vertragen kannst, daß Andere gelobt werden," schrieb sie unter Anderem, „so wirst Du jeden Tag im Jahre Gelegenheit finden, Dich verletzt zu glauben und gerade darum selber nicht gelobt werden." Weiter sagte sie: „Der Richter über meine Handlungsweise ist mein Mann, und so lange der mich nicht tadelt, werde ich durchaus thun, was ich will." Zuletzt wurde sie jedoch freundlicher und schloß wie in alter Zeit, obwol ihr unwillkührlich einfiel, daß sie nun Niemand habe, mit dem sie von Edgar und von ihren Einfällen überhaupt recht sprechen könne; denn mit Alexandern war sie doch noch nicht so ganz natürlich, und ihre Freundin Auguste hatte sich in so weite Ferne hin verheirathet, daß der Briefwechsel mit ihr so gut als abgebrochen war. Wie sie eben noch so dachte, kam ein Bote von ihrer Mutter und brachte ihr nebst allerlei Sachen auch einen Brief von Wilhelm, welcher ganz in dem Sinne der letzten Unterhaltungen mit ihr geschrieben war. Nun hatte sie gefunden, was ihr fehlte, und die Briefe zwischen ihr und dem Knaben kamen und gingen oft und engbeschrieben.

Die Nachricht, daß Edgar wirklich krank geworden, war für Beide erschreckend; doch wurde ihnen

bald die Beruhigung, daß er mehr an einem allgemein krankhaften Zustande, als an irgend einem entschiedenen Uebel leide. Für Edgar hatte dieser Zustand die Folge, daß für jetzt noch Alles beim Alten blieb, was schwerlich der Fall gewesen, wenn er gesund geblieben wäre und viel an Mathilden gedacht hätte. So aber brachte die Abspannung seiner Nerven ihn bald dahin, daß er die Tage hingehen ließ, ohne an irgend etwas zu denken, und mit einem Worte, nichts war, als krank. Als der Frühling durch sein Herannahen ihn allmählich wieder herstellte, fürchtete er sich nicht weniger vor Allem, was ihn aufregen konnte, und scheute einen Auftritt mit Hortensen so ängstlich, daß er als der höflichste Liebhaber von der Welt erschien. Heinrich störte ihn nicht; der junge Hitzkopf hatte in der Wuth über Mathildens Brief alle Verbindungen aufgegeben, lebte wie ein Einsiedler und ließ in Goczyn nichts von sich sehen und hören. Die Ferien kamen, das Grün kam, die Blüthen kamen — er kam nicht und schrieb nicht. „Gut;" sagte Alexander, „so wollen wir ihn durch Ueberfall fangen;" und ohne daß einer ihrer Freunde es ahnte, kam das Ehepaar zum Wollmarkt in der Residenz an.

Achtes Kapitel.

Alexander hieß Mathilde sich ausruhen und ging zu Heinrich. Die Frau, welche diesen bediente, hatte eben bei ihm zu thun, und Alexander konnte unbemerkt in das Zimmer treten, wo Heinrich am Schreibtische saß, und sowol in seiner nachläßigen Kleidung, die nur eben hinreichte, ihn zu bedecken, als in seiner völligen Achtlosigkeit auf Alles, was um ihn her war, deutlich zeigte, das er nichts weniger erwarte, als einen Besuch. Das Zimmer war nicht besser darauf eingerichtet, als er selber; Kleider lagen auf den Tischen und Bücher auf der Erde; jeder Stuhl war mit Papieren bedeckt, und der Staub tanzte dicht und lustig in dem Scheine, welchen die Sonne zu den offenen Fenstern hineinwarf, und welcher mit der zugleich einziehenden Luft das einzige war, was diese wüste Vernachläßigung noch irgend erträglich machen konnte. Heinrich selbst war das treueste Bild eines Menschen, der aus Verzweiflung studirt; die linke Hand geballt, in der rechten die Feder, starrte er auf das Papier vor sich so finster hin, als wenn alle Winterwolken sich vor dem Frühlinge auf seine

Stirn geflüchtet hätten. Alexander betrachtete ihn ernst; er war schon in Goczyn nicht so ruhig seinetwegen gewesen, als er sich vor Mathilden gezeigt hatte — hier fand er seine Befürchtungen bestätigt. Die fahle Blässe auf den überwachten Zügen des Jünglings zeigte, wie er wild im Unmuth auf seine Natur eingestürmt war; der eingepreßte Mund hatte einen Ausdruck, den Alexander wohl kannte — stumm verbissenen Schmerz. Jetzt schob Heinrich das Heft, auf welches er bisher geblickt hatte, heftig von sich, stampfte die Feder auf den Tisch und ließ sie liegen. Es mußte wol eine mathematische Aufgabe gewesen sein, mit der er sich gequält hatte; denn er murmelte: „ich bring' es nicht heraus — wie And'res auch nicht — wie nichts." Er warf einen langsamen düstern Blick auf die Fenster; dann seufzte er und stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch und den Kopf in die Hände. Alexander that einige Schritte, Heinrich hörte ihn nicht; Alexander ging dicht zu dem Jünglinge hin und legte die Hand auf seine Schulter.

Heinrich fuhr nicht zusammen, er konnte sich nur mit Mühe aus seinem Sinnen erwecken. Als es ihm gelungen war, hob er den Kopf, drehte sich um und sah den Bruder. Seine Augen hatten einen dumpf verwunderten Blick.

„Du?“ sagte er, als könne er sich noch nicht recht besinnen. „Wie kommst Du hierher?“ fragte er.

„In meinem Wagen;“ antwortete Alexander, der die Veränderung in dem Jünglinge nicht bemerken wollte, „es muß doch Einer von uns zum Andern kommen, wenn wir uns wiedersehen sollen!“

„Aber warum kommst Du?“ fragte Heinrich.

„Wie ich Dir sage, um Dich zu sehen, und dann auch, um Mathilden eine Freude zu machen.“

„Sie ist hier?“ fragte Heinrich, und in seinen Augen begann Feuer zu zucken.

„Allerdings ist sie hier,“ sagte Alexander; „denkst Du, ich werde sie zu Hause lassen? Sie freut sich sehr, Dich zu sehen; Du mußt gleich zu ihr, während ich zu Bayers gehe; nur will ich bleiben, bis Du angezogen bist.“ Er sah sich nach einem nicht belegten Stuhle um und glaubte an dem entfernteren Fenster einen zu finden; als er aber näher kam, sah er auch auf diesem Zeichnungen, an ihn gelehnt Mappen, überdies einen Staub, den er nicht aufrühren wollte. Er kam zu Heinrich zurück, dieser war aufgestanden und bot ihm stumm den Stuhl, auf welchen er gesessen, an. Alexander schob den Stuhl dem Fenster näher, setzte sich nieder und sah hinaus in den Garten, der an das Haus stieß. Heinrich machte keine Bewegung. Alexander sah sich endlich

nach ihm um, und als er ihn starr stehen sah, fragte er: „Nun?"

„Was soll ich?" fragte Heinrich. — „Dich anziehen;" erwiderte Alexander. Heinrich stand unentschlossen. „Willst Du?" fragte Alexander etwas ungeduldig; „ich habe nicht Zeit, lange zu warten. Ueberdies ist es selbst in der eignen Stube unschicklich, sich so zu vernachläßigen, wie Du."

Ein Erröthen bedeckte Heinrichs Stirne. Er ging und zog sich einen leichten Rock an, der freilich voll Staub war; denn er hatte auf einem Stuhle im Winkel gelegen, der durch das Geheimniß der Gestalt etwas mehr verbarg. Alexander war Heinrich mit einem strengen Blicke gefolgt und sah ihn jetzt, als er aus dem Winkel wiederkam, ernst und kalt an.

„Ich wünsche überhaupt zu wissen, warum ich Dich so finde;" sagte er. „Ich kann bei einem jungen Manne einige Unordnung entschuldigen; aber eine solche, wie dieses Zimmer sie zeigt, setzt entweder einen Mangel an aller Sitte, oder eine gänzliche Verachtung derselben voraus. Das Erste ist bei Dir nicht der Fall, also das Zweite, was noch schlimmer ist. Was kannst Du mir antworten?" fragte er, als Heinrich eine Bewegung machte, als ob er sprechen

wollte. Der Jüngling war glühend roth, aber er schwieg.

„Ich hoffe, daß ich es morgen anders finden werde," fing Alexander wieder an, und zwar in einem Tone, der sagte: ich befehle; „übrigens ist dies nur die Einleitung zu dem gewesen, was ich Dir zu sagen habe. Ich bin durch und durch unzufrieden mit Dir."

„Was habe ich gethan?" fragte Heinrich.

„Ganz und gar Deine Stellung vergessen," antwortete Alexander, „und zwar gegen Alle die so gütig waren, sich mit Dir zu befassen. Du hast an Mathilde einen Brief geschrieben, den ich bei ihr zu entschuldigen suchte, der sich aber eigentlich gar nicht entschuldigen läßt. Edgar ist krank gewesen, Du hast Dich um ihn so wenig bekümmert, als wenn er Dir ein ganz fremder Mensch gewesen wäre. Du hast alle Deine gesellschaftlichen Pflichten mit Willkühr verletzt. Du hast selbst ganz vergessen, was Du mir schuldig warst — und warum? weil Deine Eitelkeit das Lob Deines Bruders nicht ertragen konnte."

Heinrich zog den Mund zusammen, um die Thränen zu verschlucken, die ihm glühend in die Augen drangen. Alexander sah es, fragte aber noch immer gleich strenge: „weißt Du, daß das kleinlich ist?"

„Ich konnt' es ja nur von ihr nicht ertragen," sagte Heinrich; „und wenn Du es wüßtest, wie sie von ihm geschrieben hat!" Zugleich suchte er unter den Papieren Mathildens Brief hervor und bot ihn dem Bruder hin.

„Was soll das wieder?" fragte dieser noch strenger; „ist der Brief etwa an mich geschrieben?"

„O Alexander," rief der Jüngling, und die Thränen stürzten ihm nun wirklich aus den Augen; „Du bist ungerecht, Du tadelst nur mich, Du wirst es einsehen, wenn es zu spät ist; Edgar hat Dich schon einmal betrogen; es wird zum zweitenmal geschehen, und Dein blindes Vertrauen wird Dich unglücklich machen, wie ich es jetzt schon gränzenlos bin."

Alexander stand auf, trat rasch vor Heinrich hin, und auch sein Auge funkelte. „Vergiß nicht, daß Du von meiner Frau sprichst!" sagte er nachdrücklich.

Heinrich hatte alle seine Kraft zusammen genommen; aber vor Alexanders strengem Unwillen hielt sie nicht aus, und er warf sich auf den Stuhl, legte Arme und Kopf auf den Tisch und schluchzte bitterlich. Alexander konnte ihn nicht lange so sehen; sein Unwille war schon vorüber, und im

Grunde liebte er an Heinrich selbst dessen Fehler; er liebte ihn zudem mehr als Edgarn, was er auch immer darüber sagen mochte. So ging er, neigte sich über ihn und sagte: „laß uns ruhig sprechen, Heinrich.“

Der Jüngling hörte an dem Ton der Stimme, daß Alexander wieder wie sonst sei, und noch immer schluchzend sprang er auf und warf sich mit seinem ungebändigten Schmerze an die Brust des geliebten Bruders.

Alexander fühlte, wie die ganze Gestalt des Jünglings von Leidenschaft durchzuckt und bewegt wurde, und ihn selbst ergriff ein tiefer Schmerz. Er fragte sich, wie das enden solle, und konnte nur schwach hoffen, diese bittere, stürmische Flut einer unseligen Neigung durch feste Besonnenheit so lange in Schranken zu erhalten, bis sie sich entweder in sich beruhigt oder in genügender Entfernung ausgetobt habe. Eines nur konnte geschehen; was, das mußte sich erst entscheiden. Für den Augenblick versuchte Alexander die Beruhigung durch seine milde, schöne Stimme.

„Ruhig, lieber Heinrich,“ sagte er; „Du willst ja ein Mann sein, und der darf sich nicht so bewegen lassen, wie der Schmerz es eben will. Stähle Dich frühzeitig; das Leben hat ganz an-

dere Kämpfe. Bedenke, daß Du an Mathilden kein Recht hast, als das, was sie Dir giebt. Bedenke auch, daß Beschuldigungen, wie Du sie eben ausstießest, einen Mann zum Schurken machen und einer Frau alle Ehre nehmen. Du hast Dir nicht überlegt, was Du sagtest; aber es kommt jetzt die Zeit, wo Du überlegen mußt, was Du sagst, denn ein Mann muß jedes seiner Worte vertheidigen können. Wenn Du ruhig an Edgar denkst, so wirst Du ihm nicht länger zutrauen, daß er seines Bruders Frau verführen könnte, und nun gar Mathilde. — Du hast ihr vorgeworfen, sie sei veränderlich, aber sie kann das mit weit größerem Rechte Dir vorwerfen, denn in Goczyn hättest Du doch eher Dein Leben eingesetzt, als sie eines Treubruches fähig gehalten, und was hat sie denn seitdem gethan? Sie hat Edgarn schätzen gelernt — ist Dir aber dadurch etwas entzogen? Nicht ein Schatten; im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß Du ihrem Herzen lieber bist; daß sie Edgarn mehr bewundert, ist ganz natürlich, aber auch völlig ohne Nachtheil für Dich. Und dann — selbst wenn sie Dich wirklich gekränkt hätte — wer wird denn gleich der ganzen Welt zeigen, daß man unglücklich sei? Sich hier einzusperren und wie ein Amadis als Dunkelschön mit verwirrtem Haare

dazusitzen, — gestehe, Heinrich, war es nicht eine Thorheit?"

In Alexanders Ton lag eine wunderbare Mischung von wehmüthigem Spott und schmerzlichem Ernst, und der Blick, mit welchem sein Auge auf Heinrich ruhte, hatte denselben Ausdruck. Heinrich hatte ihn losgelassen; die Weichheit des Jünglings war vorüber, und er sah fest vor sich nieder. Als Alexander schwieg, richtete er das zugleich dunkle und blasse Auge auf diesen und schien etwas sagen zu wollen; plötzlich aber wandte er sich ab, und gab nur durch seine Handlungen zu erkennen, daß Alexander ihn überzeugt habe, indem er einen Spiegel herbeiholte, Kamm und Bürste aus der langen Ruhe, worin sie gelegen, störte, und mit vieler Sorgfalt sein lockiges, dunkelblondes Haar zu ordnen begann. Alexander blätterte unterdessen in den Heften auf dem Tische und machte wissenschaftliche Fragen, die Heinrich ruhig beantwortete, während er sich zugleich ankleidete. Als er endlich damit fertig war und Beide aufbrachen, hätte nur ein scharfes Auge Schmerz um den Mund des Jünglings, Sorge in den Zügen Alexanders gelesen.

Sie gingen einige Straßen mit einander und sprachen über gleichgültige Gegenstände; dann blieb

Alexander stehen und heftete einen prüfenden Blick auf den Jüngling. Heinrich hielt die Prüfung ruhig aus. „Willst Du allein zu ihr gehen?“ fragte nun Alexander. „Mir ist es gleich;“ antwortete Heinrich. „Ich glaube, es ist besser;“ sagte Alexander nach augenblicklichem Nachsinnen; „sage ihr denn, ich würde einen Augenblick bei Bayers bleiben.“ Sie trennten sich, und Alexander fing an sehr ernstlich nachzudenken. War Heinrich schon zum Bewußtsein seiner Neigung gekommen, oder quälte sie ihn nur noch wie ein dumpfes, unverstandenes Weh'? War es überhaupt eine wirkliche Neigung für Mathilde besonders, nicht vielleicht nur die Leidenschaft der Jugend, welche eben auf sie gefallen war, weil sie seinem Blicke am nächsten gewesen? Das Alles fragte sich Alexander und neigte sich zu der letzten Annahme, weil er sie wünschte; auch hatte er dergleichen nur halb persönliche Leidenschaften oft beobachtet. So viel sah er deutlich, daß eine Reise für Heinrich das Beste sei, und daß er einstweilen nichts thun könne, ein Ergebniß seines Nachdenkens, welches ihn nicht eben befriedigt bei Herrn von Bayer eintreten ließ. Bei diesem fand er denn auch keine Beruhigung, indem sogleich von Heinrich und seiner unerklärlichen Veränderung angefangen wurde.

Herr von Bayer sprach davon mit Unzufriedenheit; seine Frau mit Besorgniß. Alexander suchte sie durch irgend eine der Wunderlichkeiten zu erklären, welche jedem Aarhausen erblich anklebten. Herr von Bayer aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich glaube gern, daß Ihr ein wunderliches Geschlecht sein mögt," sagte er; „aber hier ist es etwas Anderes, eine bloße Wunderlichkeit hält bei einem Menschen von neunzehn Jahren nicht so lange aus; da steckt eine Leidenschaft dahinter, und Sie müssen etwas thun." — „Ihn auf Reisen schicken," antwortete Alexander; „sonst weiß ich nichts." — Nein, mit ihm sprechen;" antwortete Herr von Bayer. „Das geht am wenigsten," sagte Alexander; „wenn ich über eine Thorheit spreche, theile ich sie schon halb." — „Thorheit?" — sagte Herr von Bayer — „hm, man ist mit diesem Worte doch immer recht schnell bei der Hand. Aber was haben Sie denn jetzt mit Heinrich gemacht?" — „Ihn auf dem Wege zu meiner Frau gelassen;" antwortete Alexander. „Das ist gut," sagte Herr von Bayer, „die schließt ihm vielleicht das Herz auf. — „Ich zweifle;" sagte Alexander; „und ich würd' es auch durchaus nicht wünschen, die beiden Kinder würden etwas Kluges mit einander beschließen. Es ist selbst besser, daß ich sie

nicht länger allein lasse, im Falle Sie doch Recht hätten." — „Ich komme mit;" sagte Herr von Bayer.

Heinrich seinerseits hatte den Weg, der ihm noch übrig blieb, auch nicht ohne Selbstgespräch zurückgelegt. „Ich habe geschwiegen," dachte er; „wozu auch reden — er glaubt dennoch an Beide — ich glaube nicht. Mathilde ist nicht mehr rein, Edgar kann sich keiner Frau nähern, ohne sie zu verderben. Ich soll nicht zeigen, was ich fühle — gut, ich will mich verbergen — sie soll es nicht wissen, daß ich sie bewache. Ich werde thun, als glaubt' ich Alles; — Alexander hatte Recht, mich wie einen Knaben zu behandeln, ich habe mich wie einen solchen gezeigt — mich kindisch Preis gegeben — ich will's nicht länger. Aber bei Allem, was ich erduldet, sie sollen mich nicht betrügen; ich werde sehen und dann — was dann? Ich weiß es nicht — da ist das Haus — nun Verstellung — Ruhe."

Er trat in das Haus und erblickte bald den lächelnden Johann, welcher seinerseits den jungen Mann sogleich erkannte und mit großer Freundlichkeit ihm entgegen und dann vor ihm her die Treppe hinauf eilte. Oben blieb er an der Thür von Mathildens Zimmer stehen, die Hand auf der Klinke, bereit zu öffnen. „Melde mich;" sagte

Heinrich, indem er auch stehen blieb. — „Sie werden sich doch nicht versagen, die gnädige Frau zu überraschen?“ sagte Johann lächelnd. Zugleich öffnete er weit die Thür; Mathilde wandte sich vom Tische ab und um, Heinrich stand der Thür gerade gegenüber, Mathilde sah ihn und stieß einen Ruf des freudigen Erschreckens aus; er trat schnell gefaßt ein, Johann schloß die Thür.

„Theure Schwester,“ sagte Heinrich auf englisch, indem er sich Mathilden rasch näherte; „was für ein Vergnügen, Euch hier zu sehen!“

„Haltet Ihr es für ein Vergnügen?“ fragte die junge Frau, während er sie küßte; „man sollte es nicht denken.“

„Wie das, theure Schwester?“

„Gut, theurer Bruder; Ihr schriebt niemals eine Zeile seit Weihnachten, und wir warteten vergebens auf Euch in den Ferien; da kann man wol glauben, daß Ihr Euch nichts aus uns macht.“

„Ihr denkt nicht so, Mathilde; Ihr wißt sehr wol, daß ich Euch Beide mehr liebe, als irgend etwas in der Welt.“

„Warum habt Ihr uns denn so viel Unruhe gemacht?“

„Habt Ihr denn an mich gedacht? Hattet Ihr Zeit, es zu thun?“

„Wie könnt Ihr nur solche einfältige Fragen thun?“

„Seid nicht böse, Mathilde; Alexander hat mir gesagt, daß ich Unrecht gehabt habe; sagt mir das auch, und ich werde überzeugt sein und Euch um Vergebung bitten.“

„Gut denn — ich sage Euch, Ihr habt Unrecht; wir haben an Euch gedacht, obgleich Ihr es nicht verdientet; ich bin nicht verändert, und Ihr seid ohne Grund eifersüchtig. Nun bittet um Vergebung.“

„Ich thu' es, süße Schwester, vergebt mir; seht ich kniee vor Euch!“

„Steht auf, Heinrich,“ sagte Mathilde, plötzlich ernst; „Ihr seid nicht aufrichtig.“

„Ja, Du hast Recht,“ rief der junge Mann, sprang auf und sah sie mit bittenden Blicken an; „ich war nicht aufrichtig, ich sprach falsch, wie ich eine fremde Sprache sprach. Da Du es siehest, will ich Dir's auch sagen. Nein, ich habe nicht Unrecht, Du hast mir Unrecht gethan.“

„Und darum wirst Du falsch?“

„Ich hab' es nur versucht, ich will's nicht länger sein. Ich wollte — o, ich kann es nicht sagen, was ich wollte. Sage Du mir — aber nein, aber nein, sage mir nichts. Sieh mich nur

an — ja, das sind Deine Augen, die Augen, die ich immer sah und von denen ich glauben konnte, sie hätten gelogen."

„Ich lüge nicht, Heinrich!"

„Nein, Du lügst nicht — ich glaube nun wieder an Dich; o Mathilde, ich hatte Unrecht."

„Und ich Recht!"

„Nicht ganz, Mathilde, nicht ganz."

„Nun, so wollen wir theilen und Jeder halb Unrecht und halb Recht haben. Willst Du's?"

„Mathilde!" sagte Heinrich, vor ihr knieend, als sie sich auf das Sopha gesetzt hatte. „Mathilde!" wiederholte er; „o, mein Gott, was hat sich mir in dieser Stunde Alles durch den Kopf gedrängt!"

„Sonnenstrahl ist schön und munter," sagte Mathilde lächelnd, indem sie Heinrich eine Hand gab und mit der andern über sein Haar strich.

„Das hast Du mir damals durch Edgar sagen lassen."

„Und jetzt sag' ich Dir's selber. Die Hyazinthen haben im Garten köstlich geblüht."

„Ich hab' es vergessen, mir welche zu kaufen."

„Alles über Deinen Studien."

„Alles über dem, was Du mir angethan hattest."

„Das war eine rechte Thorheit, Heinrich.“

„War es eine Thorheit, Mathilde? Ich will hier so gern ein Thor sein! War es eine Thorheit?“

„Das war es, Heinrich; Du bist ein Thor gewesen, darüber kann ich Dir Brief und Siegel geben.“

„Ich glaube Dir, selbst wenn Du lügst, wollt' ich Dir glauben. Es ist jetzt hier der erste Augenblick, wo ich seit vier Monaten wieder aufathme.“

„Du mußt nicht mehr neidisch sein, Heinrich.“

„Ich will Alles thun, was Du mir sagest.“

„Auch nicht mehr ungerecht gegen Edgar sein.“

Heinrich heftete seine Blicke noch fester auf ihr Gesicht; es blieb ruhig wie ein klarer Spiegel. Er ließ die Augen sinken und sagte gepreßt: ich will es versuchen, aber die Annäherung zwischen uns überlasse der Zeit.“

„Das ist Alles, was ich verlange — Du bist gewachsen, Heinrich.“

„Ich werde doch nicht so groß, als Alexander.“

„Aber viel größer bist Du geworden. Wie hast Du denn das gemacht, da Du so viel gesessen hast?“

„O, ich bin auch viel gegangen. Den ganzen Abend, oft auch einen Theil der Nacht hindurch.“

„Warum denn nicht am Tage?“

„Da fand ich Menschen, Bekannte, und ich wollte allein sein.“

„Das war nicht gut.“

„Nein, das war nicht gut, denn statt der Menschen gingen dunkle Gedanken mit mir.“

„Die hättest Du durch Gebet verbannen sollen.“

„Wenn man das immer könnte, liebe Schwester. Wenn das Gebet Macht haben soll, muß der Glaube es thun, nicht die Leidenschaft, und die that es bei mir. Ich will Dich nicht erst in meine Seele hineinsehen lassen, wie sie diese Zeit über war, — es giebt Zeiten im Leben, auf die man einen Stein wälzen muß, daß sie verborgen bleiben — aber ich war sehr unglücklich. Gott gebe, daß Du es nie so sein mögest, daß Du nie Gedanken haben mögest, die sich nicht verbannen lassen.“

„O, ich kenne deren auch schon,“ sagte Mathilde, und ein leises Beben war in ihrer Stimme, und eine leichte Blässe überflog ihr Gesicht.

„Seit wann, Mathilde?“ fragte Heinrich und sah sie scheu und ängstlich an.

„Sonst,“ antwortete sie, „jetzt nicht mehr. Jetzt bin ich sehr glücklich.“ Sie sah vor sich hin, wie man in eine schöne, sonnige Ferne blickt, die

Lippen halb zum Lächeln geöffnet, und das Nahe vergessend. „Mathilde!“ sagte Heinrich leise. Sie fuhr leicht zusammen und blickte ihn lieblich an. Er fragte: „verzeihst Du eine Frage?“

„Wenn sie nicht sehr unartig ist.“

„Weißt Du etwas von dem Verhältniß, in dem Edgar und die Räthin zu einander stehen? Du erröthest; das heißt deutlich: Ja.“

„Alexander hat mit mir darüber gesprochen.“

„Und was sagst Du dazu, Mathilde?“

„Ich kann nur bedauern.“

„Du urtheilst sehr mild — sonst hättest Du anders gesprochen. Dein Herz besticht Dich hier; es ist Gefahr in solcher unzeitigen Nachsicht — es ist selbst schon ein eigenes Hinneigen zu der Schuld darin, wenn diese uns nicht mehr erschreckt.“

„Es ist Dein Glück, daß ich Dich heute so lieb habe, Heinrich. Entschuldige ich denn die Schuld? Ich bedauerte, daß edle Menschen durch unselige Neigung in dieselbe verwickelt werden können, und wer dürfte denn auch verurtheilen? Wir haben nicht am Abgrunde gestanden, lieber Heinrich; wir wissen nicht, wie der Schwindel hinunterreißt.“

„Ja, wer an den Abgrund kommt, weil er die Erde vergaß, um einer Gestalt zu folgen; — aber wer kalt an den Rand tritt, die Tiefe mißt und dann

überlegt, in den Pfuhl hinuntersteigt — und das hat Edgar gethan. Er liebt diese Frau nicht."

„Aber sie liebt ihn, und das hat ihn hingerissen."

„Hingerissen! — Du kennst uns Aarhausens noch wenig, liebe Schwester, sonst würdest Du das nicht sagen. Ich kann Dir versichern, daß wir nur thun, was wir wollen, und eben darum, weil ich weiß, daß Egar dieses Verhältniß gewollt hat, ist mir's so in tiefster Seele widrig, so unrein, so gewöhnlich. Wenn er diese Frau liebte, warum würde er sie dann nicht um jeden Preis dem Manne entreißen, der jetzt Rechte an sie hat? Warum thut er's nicht?"

„Weiß ich's denn?"

„Ich weiß es. Weil sie kein Vermögen hat und Edgar eine Frau ohne Vermögen nicht brauchen kann. Dieselbe Rücksicht hält sie bei ihrem Manne und dieser läßt es gehen, weil es ihm nichts ausmacht, weil er selber nicht besser ist. O, das Ganze ist so widerwärtig."

„Warum sprechen wir dann davon?"

„Weil ich Dich fragen wollte, ob Du glauben kannst, daß ein Mann, der die Liebe einer Frau wie die Räthin annimmt, im Stande sei, jemals die Reinheit einer andern Frau zu lieben?"

Eben als Mathilde antworten wollte, eine Antwort, die wahrscheinlich zu weit geführt haben würde, trat Alexander mit Herrn von Bayer ein; dieser eilte, die junge Frau zu begrüßen, und die Frage verhallte ohne Erwiderung.

Neuntes Kapitel.

Heinrich hatte auch nicht Gelegenheit, seine Frage zu wiederholen; die folgenden Tage wurden so ausgefüllt, daß zu einem Gespräche wie das erste zwischen den beiden jungen Leuten nicht eine Viertelstunde blieb. Alle Bekannten Alexanders waren so neugierig, auch seine Frau kennen zu lernen, daß eine wirkliche Kette von Einladungen Beide in einen Wirbel von Geselligkeit hineinzog, der für Mathilde eben so neu als unterhaltend war. Sie gewöhnte sich überraschend schnell daran, täglich eine neue Bekanntschaft zu machen; die Schüchternheit, von der sie früher Hortensen versichert hatte, sie würde sie empfinden, hätte nur in ihrer Einbildung gelegen, in der Wirklichkeit fühlte sie recht gut, wie leicht es

sich als hübsche junge Frau auftrete, besonders an der Seite eines Mannes, wie Alexander. Und wie es beinahe immer geschieht, machte sie denselben Eindruck, den sie von Allem empfing, ihre Natürlichkeit, welche durch Alexander nach allen geselligen Anforderungen fein und glücklich ausgebildet worden war, ihre frische Jugend sprachen allgemein an, und man beeiferte sich ihr dieses zu zeigen.

Edgar war bei der Ankunft des Ehepaars auf dem Lande gewesen, und da auch er hatte überrascht werden sollen, so war ihm keine Botschaft geschickt worden, und er kam erst nach einigen Tagen herein und hatte wirklich die froheste Ueberraschung. „Es ist mir, als würde es jetzt erst wirklich Frühling," sagte er zu Mathilden, und er übertrieb nicht; ein unbeschreibliches Wohlgefühl ergriff ihn in ihrer sanften Nähe; aber eben um dieses recht zu genießen, blieb er still und nahm meistens nur mit dem Blick an dem Leben Theil, in welchem Mathilde sich so anmuthig bewegte.

Diese entwickelte mit einemmale die liebenswürdigste, aber auch gefährlichste Fähigkeit der Frauen, unter Vielen Jedem scheinbar das Meiste zu geben. Indem sie dem Freunde, welcher krank gewesen war, mit der zartesten Sorgfalt begegnete, wußte sie dem Freunde, welcher eifersüchtig gewesen, jedes Recht

zu diesem Gefühle zu nehmen, und fehlte zugleich nie in der Aufmerksamkeit gegen die neuen Bekannten. Und bei diesem Allen behielt sie doch noch Zeit, alles Merkwürdige zu sehen, und zwar nicht nur oberflächlich, sondern mit Lust und Nutzen zu sehen. Alexander hatte ihr zwar eine vorbereitende Uebersicht gegeben: dennoch konnte nur eine so vollkommene Gesundheit so viel neue Eindrücke empfangen und ganz frisch dabei bleiben. Die beiden Schwäger nahmen, Jeder nach seinen Kenntnissen, an Mathildens Schauen und Lernen Theil; wenn Heinrich sie in die Kunstsammlungen begleitete und ihr die Gegenstände derselben erklärte und bewundern half: so war Edgar in der Oper an ihrer Seite und machte sie auf jede Schönheit aufmerksam. Sie bedurfte seiner mehr, als Heinrichs; ihr Blick war durch glückliches Selbstzeichnen mehr geübt worden, als ihr Ohr, welches besonders an zusammengesetzte Musik noch gar nicht gewöhnt, erst einiger Abende bedurfte, um dasjenige, was es hörte, ganz zu verstehen. Als sie es aber erst dahin gebracht hatte, den Melodieen mit Leichtigkeit zu folgen, konnte sie sich vorzüglich an italienischer Musik nicht mehr sättigen und sah so auch mit erwartungsvoller Ungeduld dem Abend entgegen, an welchem sie Bellini's Capuleti und Montechi und, was noch

mehr war, die Schröder-Devrient als Romeo hören sollte.

Hortense war mit Edgar zugleich in die Stadt gekommen und auch nicht wieder auf das Land zurückgekehrt, so daß sie natürlich in dem Kreise der Bekannten nicht fehlte, vielmehr sich immer zu dem Ausschuß zu zählen schien. Auch heute erwartete sie bei Frau von Bayer, daß Alexander vorfahre, um sie, so wie Herrn und Frau von Bayer, in die Oper mitzunehmen.

Alle drei warteten schon etwas, da hörten sie endlich den Wagen; aber als sie, Johann entgegen, hinuntergingen, fanden sie nur Mathilde, welche mit traurigem Gesichte sagte: „Alexander kann nicht kommen. Er hat einen Brief von dem Pächter erhalten; in Siemianice ist das Vorwerk abgebrannt, und wir müssen morgen nach Hause und ganz früh abreisen, weswegen Alexander noch heute einige Geschäfte abthun muß."

Aeußerungen des Bedauerns über die Abreise, welche nur von Hortensen nicht aufrichtig waren, unterbrachen sie. Herr von Bayer fragte außerdem theilnehmend nach Größe und Veranlassung des Schadens. Mathilde wußte nichts Näheres; der Brief war eben angekommen, als sie in den Wagen hatten steigen wollen, und Alexander hatte ihn

flüchtig durchlaufen und ihr dann gesagt, zu fahren, da er nicht wünschte, daß sie diese letzte Oper versäume. Mathilde aber fuhr nun ohne Freude hin; sie hatte selbst Mühe, nicht zu weinen, und als sie in die Loge trat, wo Edgar und Heinrich schon waren, wurde der erste Blick Beider eine besorgte Frage. Mit wenig Worten erzählte sie ihnen, was vorgefallen, und bat Heinrich, sogleich zu Alexandern zu gehen; dieser habe es gewünscht. Heinrich verließ augenblicklich die Loge; die Andern eilten sich zu setzen, da die Musik bereits begann. Bald erschien nun die herrliche Künstlerin als der Jüngling, der bis zum Tode lieben wird. Doch die köstlich gesungenen Töne hatten keine Macht über Mathilde; sie wurde nur noch trauriger, und der wilde Schmerz Romeo's, als Giulietta von Ehre spricht, während er mit flehenden Liebesbitten vor ihr liegt, fand einen schneidenden Wiederhall in diesem Herzen, welches in dem ersten Krampfe der Leidenschaft ohnmächtig zuckte. „Hier könnten die Männer lieben lernen," sagte Hortense halb bitter, als der Vorhang zum erstenmale fiel. Mathilde antwortete nicht, sie suchte sich zu fassen und dankte mechanisch einigen Bekannten, die sie grüßten. In diesem Augenblicke neigte Edgar sich zu ihrem Ohre und flüsterte: „Die Tage, die wir noch zusammen

verleben wollten, sollen nicht mit verbrannt sein; sobald ich Urlaub bekomme, folge ich Ihnen nach Goczyn."

Wenn es jemals Zauberworte gab, welche blutende Wunden schließen konnten, so gehörten diese dazu. Ein helles Roth, das glühende verrätherische Morgenroth eines innen anbrechenden Tages der Liebe entstand plötzlich auf Mathildens blassem Gesichte. Edgar konnte diese Veränderung nicht sehen, da Mathilde den Kopf nicht nach ihm umwandte, nur freudig neigte; aber Hortense sah sie, und Hortensens Gesicht veränderte sich zum Erschrecken. Edgar hatte sich zu Herrn von Bayer gewandt; Frau von Bayer suchte ihre Schwester, die auch im Hause sein mußte, und so konnte Mathilde stumm und selig vor sich hinblicken; denn daß Hortense nicht sprach, wird Niemand bezweifeln. Die Musik erweckte Mathilden; sie hörte sie jetzt ganz anders; die Töne fielen wie Funken in ihr Blut, und das Herz schlug ihr immer ungestümer. Da kam endlich die Melodie, welche die Worte der Liebenden „wenn alle Hoffnung uns denn entrissen" wie auf Feuerflügeln über das Toben umher emporträgt; wild hielt Romeo Guiletta'n umschlungen, die Liebe drängte sie zusammen, der Haß riß sie aus einander; Haß und Liebe kämpften in

furchtbarer Schönheit; die Töne wurden ein Meer von Gluth; plötzlich löschte es aus. Noch geblendet wandte Mathilde sich um und sah Edgarn an; es war ihr, als rissen tausend Ketten sie an seine Brust; er sah sie auch an, das traf sie wie ein Blitz; das Dämmern in ihrer Seele war plötzlich von brennendem Licht erhellt — sie wußte, daß sie ihn liebte.

Mit einem ungeheuern Stolz, auch der Sieger dieser Frau zu sein, blickte er sie einen Augenblick an, dann stand mit einemmale Alexander vor ihm, sein Auge wurde kalt, finster wie ein Abgrund; Mathilde sah hinein; Todeskälte folgte dem glühenden Leben, Todesbläße dem herrlichen Roth; sie wandte sich ab — „er liebt mich nicht!“ klang es dumpf in ihrer Seele; Hortense sah sie mit Triumph an, sie bemerkte es nicht; der dritte Aufzug begann und schloß; sie hörte nur wie im Traume; der Vorhang ging zum letztenmale auf, das Grabgewölbe zeigte sich; sie sah betäubt hinein, es war ihr, als solle sie begraben werden, die letzten verzweiflungsvollen Töne der Liebenden schnitten ihr durch das Herz, ohne daß sie wußte, warum. Die Oper war geendigt; Herr von Bayer bot ihr den Arm, sie folgte ihm durch das Gedränge, welches sie nicht sah, der Wagen rollte durch die Straßen, erst zu Hortensens

Wohnung, dann zu dem nahen Hause des Herrn von Bayer. Dieser versprach morgen noch zu kommen; Mathilde war allein im Wagen, aber sie fühlte auch das nicht deutlich, sie fühlte nichts, als daß Edgar sie nicht liebe. Endlich hielt der Wagen, Heinrich stand unten, um sie hinaufzuführen; sie fuhr zusammen, ihr Bewußtsein regte sich unter der Betäubung. Er fühlte, daß sie schwankte, und fragte besorgt: „Was ist Dir?" — „Ich weiß nicht," sagte sie; „ich glaube, mir schwindelt." Er führte sie ängstlich rascher und in das helle Zimmer, wo Alexander aufstand und ihnen entgegenkam. „Was ist Dir?" fragte auch dieser. Seine Stimme erweckte sie ganz; mit Todesangst flüchtete sie zu ihm und lag halb ohnmächtig an ihn hingefallen. Er umfaßte sie; er hielt ihren Zustand für einen Nervenzufall, der durch die Aufregung der Musik veranlaßt worden sei, und so bat er Heinrich, ihrem Mädchen zu schellen, führte sie liebevoll in ihr Zimmer, ordnete beruhigende Mittel an und küßte sie, hoffte Heilung von vollkommener Ruhe und ließ sie für die Nacht allein.

Allein mit der Liebe, der unerwiderten Liebe, mit dem Bewußtsein, daß sie unerwidert sei, aber auch mit dem Gebet. Ja, Mathilde betete, erst

mit trostlosem Schmerze, mit mühsam zurückgehaltenem Schreien, dann mit tausendfachen Thränen, in welche sie zerfließen zu wollen schien, endlich mit Erhebung, aber auch mit weiblichem Stolze, der vielleicht selbst mächtiger war als die Reue, ja, vielleicht allein Mathilden in diesem Augenblicke rettete. Hätte Edgar ihrem Liebesblicke mit einem gleichen geantwortet, um wie vieles gefährlicher wäre dann ihr Kampf gewesen. Auch jetzt hielt er sie bis an den Morgen wach, bis an den Morgen, den sie gestern noch gefürchtet hatte, und den sie heute wie einen Retter begrüßte. Aber auch Edgar verbrachte diese Nacht nicht ruhiger.

Er liebte Mathilden nicht; seinen Willen auf sie zu richten wie auf andere schöne Frauen, davon war er durch Verehrung für sie abgehalten worden, und diese Natur von Erz in wahrer Liebe zu schmelzen, dazu bedurfte es mehr als eines Blickes. Wenigstens sagte er sich: „Ich liebe sie nicht; ich weiß es, daß ich sie nicht liebe. Vielleicht hätte sie unter andern Verhältnissen mein Begehren erweckt, — jetzt hat sie mich ruhig gelassen. Warum mußte ich sie bewegen! Erbärmliche Rolle, der Verführer der Frauen zu sein, ohne daß man es will; noch erbärmlicher, daß es uns schmeichelt. Mich widert's an. Was thu'

ich, daß sie mich lieben? Ich bin wie tausend Männer auch, in der Gewöhnlichkeit, in dem Elend unserer Gegenwart. Ich achte sie wenig — sie suchen mich. Ich mache sie unglücklich — sie wollen nichts anderes. Und für mich nichts in diesem Allen — mein Herz kalt, wie Stein, ohne Regung — nicht ein Puls, der schlüge."

„Bei diesem Kinde war mir wohl — ich ruhte aus, wollt' es noch mehr; da jagt mich auch hier die Leidenschaft — auf — nicht meine — ihre — die sie auch unglücklich machen wird, und ich kann nichts thun — darf nicht Mitleid mit ihr haben. Noch gut, daß sie mich nicht lange mehr sieht, auch will ich mich noch weiter von ihr trennen — wohin aber reis' ich? Nach Paris? — Ja, da ist Tumult — Betäubung, da werd' ich mich verlieren und sei's in gemeinem Rausche, wenn ich mich nur verliere."

Unter solchen Gedanken, welche seinen noch reizbaren Körper in Fiebergluth brachten, verging ihm die Nacht, und auch er sah den Morgen anbrechen, aber er empfand selbst die dumpfe Beruhigung nicht, welche Mathilde bei dem grauen, trüben Lichte gefühlt hatte. Mit Widerwillen wandte er sich davon ab; mit einer Art von Wuth dachte er an Alles, was sein Leben ausmachte,

und nie hatte er Hortense, ja sich selber so bitter verachtet, als in dieser Stunde. Er hätte Alles hingeworfen, hätte er sich in demselben Augenblicke mitten in ein wüstes Fest versetzen können, wo ihm keine Erinnerung mehr geblieben wäre. Er hätte wenigstens in der nächsten Stunde reisen wollen, denn es war ihm schrecklich, heute bekannte Züge sehen zu müssen; aber er konnte nichts, als sich überwinden und schon nach sechs Uhr zu Alexandern zu gehen, da er wußte, daß um sieben das Anspannen bestellt war. Glücklicher Weise war Alexander selbst so verstimmt, daß er die Zeichen, welche diese Nacht auf Edgars Stirn geschrieben hatte, nicht las, sondern ihm nur sagte: er sehe wieder übel aus und solle sich schonen; wobei er zugleich Mathildens gestriges Unwohlsein erwähnte. „Sie sieht auch heute noch ganz verändert aus;" setzte er hinzu; „es ist gut, daß sie wieder in die Ruhe kommt; das plötzliche Treiben hier war doch zu viel, selbst für ihre Jugend." Edgar schwieg, und sein Gesicht war auch stumm und kalt. „Du kommst doch nach Goczyn?" fragte Alexander jetzt. „So bald ich hier nur loskommen kann;" erwiderte Edgar, so widrig es ihm auch war, in diesem Augenblicke zu der Verstellung auch noch zu lügen.

Die Ankunft des Herrn von Bayer befreite

Edgar in etwas von dem Zwange, der ihn preßte; auch Heinrich, der noch etwas besorgt hatte, kam nun, und es wurde gefrühstückt. Mathilde hatte gepackt und war dann noch auf ein Viertelstündchen zu Frau von Bayer geschlüpft, von wo sie erst wiederkam, als schon angespannt wurde. Jetzt mußte sie freilich in das Zimmer treten, wo die Männer versammelt waren; aber sie hatte Alles, worin die Frauen sich so gut verbergen können, Flechten, Haubenstreifen, Hut und Schleier, so dicht um das Gesicht gezogen, daß sowol ihr glühend heiß gewordenes war, als auch wenig von ihren Zügen der Beobachtung frei blieb. So begrüßte sie Edgarn ruhiger, als er selber war, und nur Heinrich bemerkte, daß ihre Lippen leise bebten. Schnell wie der Blitz traf der finstere Blick des Jünglings den zweiten Gegenstand seines Mißtrauens; Edgar stand ohne Bewegung; Stirne und Augenbraunen leicht zusammengezogen, sah er vor sich hin, und seine rechte Hand lag geschlossen auf dem Fenster. Heinrichs Blick ruhte auf dieser Hand, welche eine heftige Regung zerdrücken zu wollen schien; er wandte sich auf Mathilden — auch ihre Hand lag auf dem Sopha, neben dem sie stand. Heinrich starrte auf diese zarte Hand, welche er so oft durch und durch bebend zwischen

der seinen gehalten hatte; er sah sie von Zeit zu Zeit leise zucken, als wenn sie vom Herzen aus krampfhaft bewegt würde, und alle wilden Gedanken, welche sonst in den langen Nächten ihren Tanz in seinem Gehirn gehalten und jetzt nur auf den günstigen Augenblick gelauert hatten, kamen schwirrend herbei und umsaus'ten ihn wie Raubvögel ihre Beute. Finster trat er zu Mathilden und sagte in einem Tone, als wolle er ihr eine Verfolgung auf Tod und Leben ankündigen: „ich komme nach Goczyn.“ — „Ich denke, Du sollst reisen?“ fragte sie, fast erschrocken. „Ich soll, aber ich will nicht;“ antwortete er nachdrücklich. „So komm;“ sagte sie mit einem unwillkührlichen Schauer. „Der Wagen ist da;“ fiel Johann ein, indem er die Thür öffnete. Alexander nahm seinen Hut und zog den linken Handschuh an; dann bot er die rechte Hand Herrn von Bayer, der sie ernstlich drückte. „Ich wünsche, daß sie nicht gar zu viel Unangenehmes vorfinden, Aarhausen;“ sagte er. „Ich fürchte, es wird nicht so sein;“ antwortete Alexander und wandte sich zu Heinrich, der einige Aufträge, die noch bis jetzt geblieben waren, stumm anhörte und dann eben so die Hand des Bruders zusammenpreßte. Edgar hatte sich Mathilden zum ersten Male an diesem Morgen

genähert. „Leben Sie wohl;" sagte er; „leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich anlegentlichst Ihrer Frau Mutter." — „Ich werde es thun;" antwortete Mathilde, und ihre Stimme erstickte fast.

Edgar wagte nicht mehr zu sagen; er war selbst einen Augenblick ungewiß, ob er ihre Hand fassen solle. Endlich that er es; die Hand war kalt wie die einer Todten; er küßte sie, und auch sein Athem wurde rascher. Er trat zurück, Alexander kam zu ihm. „Wir sehen uns also bald?" fragte er. Edgar neigte flüchtig den Kopf und zog rasch seine Hand aus der Alexanders. Dieser zog nun auch den zweiten Handschuh an. „Lebe wohl, Mathilde;" sagte Heinrich in so sonderbarem Tone, daß Herr von Bayer, der Mathilden eben den Arm bot, den Jüngling verwundert ansah. Sie standen am Wagen; unwillkührlich begegneten sich die Blicke Mathildens und Edgars; hastig stieg die junge Frau ein, Alexander folgte, Johann war auch nicht mehr auf dem Boden, der Wagen rollte fort. „Leben Sie wohl;" sagte Edgar flüchtig zu Herrn von Bayer und ging rasch die Straße hinab. „Ei, das geht ja sehr geschwind;" sagte dieser; „sind Sie auch so eilig, junger Freund?" und er wandte sich nach der Stelle, wo Heinrich gestanden. Der aber hatte

sich schon ohne Abschied entfernt, und Herr von Bayer stand allein kopfschüttelnd auf der Straße.

Heinrich war achtlos auf Alles um ihn her nach seiner Wohnung gegangen. Heftig trat er ein; stürmisch schob er den Riegel vor; er war allein, warf sich auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen.

„O meine Todesqual!“ stöhnte er aus der tiefsten Brust, „da fühl' ich Dich wieder? Eingewiegt — bethört — betrogen — durch sie! betrogen durch sie! Denn wir sind es — so Alexander als ich; auf den Gesichtern lag die Sünde.“

Er richtete sich auf seinem Sitze in die Höhe. „O ja, ich glaub' es,“ sagte er bitter lachend, „es lohnt sich hier, den Verderber zu spielen. Sie verführen — es ist der Mühe werth, zum Schurken zu werden, wie Alexander sagte. Ich selber — Gott, diese Bilder fort von meinen Augen, diese Hitze aus meinen Adern! Wie kann ich ihn verdammen, wenn ich selbst nur in Gedanken sündige, wie er?“

Er war aufgesprungen und an das offene Fenster gestürzt. Weit legte er sich hinaus; die heute kühle Morgenluft kam seinem heißen Athem entgegen und kühlte ihn ab, so daß er ruhiger in die Brust des Jünglings zurückkehrte, welcher nun langsam durch das Zimmer ging.

„Was er ihr gesagt haben mag?“ fragte er dabei; „welche Worte er versucht haben mag, um ihre Seele in unheiligem Feuer zu schmelzen? Gestern ist's gewesen; die Töne dieser Liebesmelodieen hat er nicht verhallen lassen, ohne seine falsche Stimme damit zu mischen. Noch ist sie nicht unterlegen, sie hat ihn zurückgewiesen; die Wuth war's, was ihn so bleich gemacht hatte; aber er wird hin, und dann —“

„Er soll es nicht;“ fuhr er entschlossen fort; „so lange ich ihn halten kann, nicht, und ich will ihn halten, oder kann ich's nicht, mit ihm gehen, und dann soll Keiner seinen Todfeind besser bewachen, als ich Mathilden.“

Heinrich war in diesem Zustande zu Allem fähig und ging, um sogleich eine Erklärung mit Edgarn zu haben. Zwei Straßen von seinem Hause stieß er auf den Bruder.

„Willst Du so gütig sein, einen Augenblick bei mir einzutreten?“ fragte er. „Warum?“ fragte Edgar. „Ich habe mit Dir zu sprechen;“ antwortete Heinrich.

Sie gingen. Nach einigen Augenblicken fragte Edgar: „betrifft es etwas Wichtiges?“

„Warum frägst Du?“

„Weil ich keine Zeit zu verlieren habe, wenn ich mir heute noch Urlaub nach Paris verschaffen will.“

„Ah, Du gehst nach Paris?“ fragte Heinrich und blieb stehen; „dann kann ich warten, bis Du wiederkommst.“

Zehntes Kapitel.

Mathilde war bleich und still in Goczyn wieder angekommen. Es war ein heiterer Tag, das ernste Schloß empfing sie freundlich, aber sie trat wie fremd hinein. Das Heimathliche, welches sie bei dem ersten Eintritte darin gefunden, schien durch einen feindlichen Sturmwind plötzlich daraus vertrieben worden zu sein, und das Viereck des Gebäudes schloß sie nun wirklich ein, ohne daß sie doch wünschen konnte, daraus zu entfliehen. Es ist entsetzlich, wie eine Leidenschaft Alles verrücken kann.

Auch der Anblick des niedergebrannten Vorwerkes, wohin sie Alexandern noch an demselben Abende begleitete, machte auf sie den trostlosesten Eindruck. Es war leicht, dieses Bild äußerer Zerstörung auf ein innerlich zerstörtes Leben anzuwenden, und sie

verfehlte nicht, es zu thun, während zugleich fremdes Leiden sie mit ängstigender Nähe berührte. Das Feuer war in der Nacht ausgebrochen; wenig Habseligkeiten waren gerettet, dagegen mehrere Menschen stark beschädigt und bis jetzt doch nur unzureichende Hülfe geleistet worden. Mathilde wurde umdrängt, angejammert, fast betäubt durch alle die grellen Darstellungen, welche sämmtliche Abgebrannten, so wie deren Freunde, Jeder nach seiner Art, schreiend oder heulend, von dem Unglücke machten. Alexander befreite Mathilden endlich aus dieser quälenden Umgebung; er versprach den Hülfefordernden Alles, was er nur besonnener Weise versprechen konnte, und eilte dann, seine Frau in den Wagen zu bringen, wo sie erschöpft aufathmete. „Ich hätte Dich nicht hierher führen sollen;" sagte er unruhig, während er sich zu ihr setzte. „Nein;" antwortete sie; „mir ist es lieber, daß ich Alles gesehen habe, der Schmerz dieser Menschen drückte sich nur so widerwärtig aus." — „Ja," sagte Alexander; „sie werden viel von mir fordern, und ich fürchte, ich kann nur wenig thun." — „Ist unser Verlust so bedeutend?" fragte Mathilde ängstlich. „So sehr, daß ich sogleich mehrere Tausend werde aufnehmen müssen;" antwortete er. „Der Onkel hatte nach seiner Art sämmtliche Vorwerke nur für die Summe versichert, deren es bedarf, um die-

ses eine wieder herzustellen; ich habe nach meiner Art Alles gelassen, wie ich es fand, und die neue Schuld wird die bittere Frucht meiner Sorglosigkeit sein. Auch dem Pächter soll viel verbrannt sein; hoffentlich aber ist er besser, als wir versichert." — „Wo war er aber heute?" fragte Mathilde. „Er hat Geschäfte," antwortete Alexander; „er wird wol morgen zu mir kommen." Und in der That kam der junge Mann, so früh es am andern Tage nur schicklich war, aber nur, um Alexandern bescheiden, doch zugleich unumwunden und entschieden zu erklären: daß er außer Stande sei, den Pachtvertrag noch länger zu erfüllen. Er habe, setzte er hinzu, mehrjährige Verluste in der Hoffnung auf bessere Jahre durch unverdrossene Mühe zu ersetzen gesucht; er habe selbst in diesem Jahre noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sich zu erhalten. Aber dieser letzte Schlag habe auch die letzte Möglichkeit dazu vernichtet; die Versicherung stehe in gar keinem Verhältnisse zu dem Schaden; der Wohlstand, den sein Großvater ihm hinterlassen, sei völlig dahin, und ihm bleibe nichts übrig, als zu seinem und seiner Familie Unterhalt eine Amtmannsstelle zu suchen. Mit einem Worte, er gab Alexandern die Güter zurück.

Alexander sah den jungen Mann an. Wir wissen, daß er früher nie Mißtrauen gegen ihn gehegt

hatte, auch jetzt zweifelte er nicht; aber er erkannte nun den Menschen; mit einem Male durchschaute sein Blick dessen ganzes Wesen, und ruhig sagte er: „Sie haben Unrecht gethan, mir dieses nicht früher zu sagen; unser Vertrag ist aufgehoben." Der Pächter hatte das erwartet; gemeine Menschen wissen eine edle Natur bis auf einen gewissen Punkt sehr geschickt zu berechnen, aber auch nur bis auf einen gewissen Punkt. Ueber diesen hinaus reichte auch der Pächter mit seiner Schlauheit nicht aus und äußerte daher die Hoffnung, Alexander werde nicht auf gewöhnlichem Wege Schadenersatz suchen. „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie Ihr Vermögen bei der Pachtung eingebüßt haben;" sagte Alexander mit verachtungsvoller Ironie. „Sie glauben mir nicht!" rief der Pächter noch ungeschickter. „Aber ich sage Ihnen, daß ich nichts von Ihnen verlange;" antwortete Alexander mit einer verabschiedenden Bewegung des Kopfes, und der Pächter entfernte sich gedemüthigt und deshalb in Wuth, und mit Begierde verlangend, sich zu rächen. Alexander aber blieb mit dem Gefühle allein, daß dieser Mensch einen Einfluß auf sein Schicksal gewonnen habe, den zu entwaffnen, er vielleicht seine ganze Kraft werde aufbieten müssen. Eine deutliche Ahnung sagte ihm, daß der Bürger

hier mit im Spiele sei, und daß in allem Ernste ein Kampf um Goczyn beginne.

Er schrieb sogleich an Herrn von Bayer und bat ihn, ihm die zum Bau nöthige Summe zu verschaffen. Daß er sie nicht ohne große Opfer erhalten würde, wußte er; aber die Noth gebot, denn die Caution betrug nicht einmal mehr so viel, als er in kurzer Zeit an Zinsen zu zahlen hatte. Er schickte also den Brief ohne Aufenthalt ab und befahl dann, einen leichten Wagen anzuspannen, um zum ersten Male sein Gut ordentlich zu besichtigen. Er fand die Gebäude in einem so schlechten Zustande, daß er auch hier die größte Nothwendigkeit neuer Ausgaben sah. Von den Feldern verstand er nichts; aber es fehlte nicht lange an Versicherungen, daß sie eben so schlecht bestellt seien, als die Gebäude. Auf den andern Gütern war dieselbe Vernachläßigung, und Alexander überzeugte sich immer mehr, daß der Pächter schon seit Jahren mit dem Gedanken umgegangen war, die Pacht aufzugeben, und daher Alles auf eine Art verwahrloset hatte, daß mehrere Jahre dazu gehören konnten, den Acker wieder in einen Stand zu setzen, der einen guten Ertrag sicherte. Alexander dachte bei dieser Aussicht an den geringen Werth, den alle Erzeugnisse des Landbaues in diesem Augenblicke hatten, und

fühlte, er werde kennen lernen, was Einschränkung heißt.

Das Nothwendigste war nun, einen Mann zu finden, dem er die Wirthschaft anvertrauen konnte. Er kannte keinen solchen und hätte auch dessen Fähigkeit zu einer Führung dieser Art nicht beurtheilen können; er mußte sich also an den Rath der benachbarten Gutsbesitzer wenden. Diese vereinigten sich nach vielem Hin- und Wiederreden dahin, ihm einen Mann vorzuschlagen, der ausreichende, wenn auch nicht bedeutende Kenntnisse und sowol Ehrlichkeit als guten Willen haben sollte. Ein anderer war klüger, aber nicht von zuverläßigem Charakter. Ein dritter würde die Vorzüge des ersten mit großen Fähigkeiten vereint haben; aber er hatte schon zwei Herrschaften zu beaufsichtigen und daher für eine dritte nicht Zeit genug übrig. So blieb es denn bei dem ersten, der auch wirklich ganz vernünftig anfing und wahren Eifer zeigte, bei dem aber Alexander sehr bald einen so auffallenden Mangel aller Entschiedenheit bemerkte, daß er wenig Hoffnung fassen konnte. Doch behielt er ihn aus dem Grunde, aus dem man in allen Verhältnissen das Mangelhafte behält, weil er keinen bessern wußte. Er suchte ihn indeß so viel als möglich anzutreiben und zu unterstützen, und eilte den Bau zu unternehmen,

zu welchem er das nöthige Geld durch Herrn von Bayer empfangen hatte, der damit selber gekommen war, um, so viel er konnte, dem Freunde mit Rath und That an die Hand zu gehen, eine Freundlichkeit, die Alexander nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen wußte.

Ein Brief von Edgar, in welchem dieser dem Bruder seinen veränderten Plan anzeigte und als Grund dafür die Einladung eines gemeinschaftlichen Freundes angab, war schon früher angekommen, aber von Alexandern weniger beachtet worden, als es unter andern Umständen der Fall gewesen wäre. Auch auf Mathilde brachte er keinen großen Eindruck hervor; sie hatte gewußt, daß Edgar nicht kommen würde, und in dieser Ueberzeugung schon angefangen, Alles zu thun, um ihn zu vergessen. Ein Plan für ihre Zeiteintheilung, nach welchem nicht eine Stunde unausgefüllt bleiben sollte, lag geschrieben vor ihr, und sie befolgte ihn mit der größten Gewissenhaftigkeit. Sie fühlte wol, wie wenig dies helfe, aber sie schob es auf die Lebendigkeit, mit welcher die letztvergangene Zeit noch vor ihr stehe, und glaubte jeden Tag am nächsten mit ihrem Willen gegen ihre Erinnerung zu siegen. Aber die Tage und Wochen vergingen, und noch immer stand überall das schöne, herrische Bild, und

sie wandte die Augen nur davon ab, um es an einer Stelle wiederzufinden. Endlich waren Monate vergangen, und sie begann an der Möglichkeit dessen, was sie wollte, zu zweifeln. Sie versuchte es zwar noch immer wieder, aber nur wie man eine hoffnungslose Rettung versucht, um bis zum letzten Augenblicke seine Pflicht gethan zu haben.

Ihr Wesen reifte unter diesem Himmel voll Gluth und Stürmen einer heftigen Leidenschaft; sie wurde jetzt wirklich Frau, ernst, überlegt, die Freundin ihres Mannes und für einige Stunden ein Räthsel für ihre Mutter, welche in dieser Zeit mit Wilhelm nach Goczyn kam; aber das letzte auch wirklich nur für einige Stunden. Frau von Hain hatte nie leidenschaftlich geliebt; aber sie würde es gekonnt haben, wäre ihr in der Jugend ein Mann wie Edgar erschienen. Jetzt hatte die Kraft ihrer Seele sich längst auf ihre Kinder gewandt, und sie war nichts mehr als Mutter, obgleich sie noch weit schöner als manche jüngere Frau, ja selbst noch nicht über das Alter, in welchem es noch erlaubt ist zu gefallen, hinaus war. Aber die Erinnerung an ehemalige Träume war ihr noch geblieben; sie hatte in Edgar den Mann erkannt, der Frauen mit dem Blicke unterwerfen konnte; sie erkannte jetzt auch, daß ihre Tochter liebte, und der doppelte Scharfsinn

der Frau und der Mutter ließ sie fast augenblicklich den Zusammenhang zwischen diesen Beiden errathen.

Sie wurde sehr ernst, als sie ihn errathen hatte. Es ist das Schrecklichste bei solchen Verwickelungen, daß man geliebte Menschen darin befangen sehen muß und sie doch nicht lösen kann, weil bei jedem Versuche die Fäden sich mehr und mehr verwirren. Es mag einzelne glückliche Fälle geben, in denen man sie plötzlich zerreißen kann, aber die sind nur sehr selten, und dieser war keiner von ihnen; denn es lag in der Stellung Mathildens zu Edgar, daß Beide sich von Zeit zu Zeit sehen mußten, und konnte Frau von Hain hoffen, daß Mathilde immer widerstehen werde? Denn daß sie jetzt noch widerstanden hatte, sah sie an der Ruhe der Tochter; aber sie wußte nicht, was Edgar gethan hatte, was er vielleicht noch thun würde, und hauptsächlich um dieses zu erfahren, fing sie an, Mathilden vielfach über ihre Erlebnisse in der Residenz zu befragen.

Mathilde war nicht ohne Ahnung, daß ihre Mutter sie durchschaut habe; aber sie erschrak nicht davor, sie empfand im Gegentheil eine kindliche Beruhigung, ihr Herz vor diesem strengen, doch gerechten Blicke prüfen zu lassen. Ohne daß Frau von Hain andere als allgemeine Fragen gethan,

oder Mathilde anders geantwortet hatte, wußte die Mutter bald Alles, was das Herz der Tochter an Schuld und Schmerz in sich schloß. Indem Mathilde davon sprach, wie Edgar noch immer von Hortensen geliebt werde und seine Dankbarkeit ihn noch immer an diese Frau fessele, nahm sie in Hinsicht ihrer selbst alles Unrecht von ihm, so daß die Mutter ihm nichts vorzuwerfen hatte. Aber auch die Tochter konnte sie nicht verdammen und ihr auch nichts mehr vorschreiben, was sie noch thun sollte. Was möglich war, dazu hatte Mathilde sich schon von selber verurtheilt: nichts, was hoffnungsloser Liebe irgend ein Trost sein kann, gestattete sie sich; die Bücher, welche Edgar ihr geschenkt hatte, wurden nie von ihrer Hand berührt; niemals versuchte sie Musik, die sie mit ihm gehört; niemals setzte sie sich an eine Stelle, wo er gesessen hatte. Es ist wahr, daß diese Strenge mehr als Alles die Größe ihrer Leidenschaft bewies; aber sie bewies auch ihren Muth, und Frau von Hain konnte, als ihr nichts mehr zu fragen blieb, auch nichts thun, als die Stirne der Tochter mit Achtung küssen und sie im stummen Gebete Dem empfehlen, dessen unendlicher Barmherzigkeit wir Alle, sei es im Schmerze, sei es bei der Trennung, unsere Lieben übergeben.

Auch Herr von Bayer ahnte wol etwas von Mathildens Herzensneigung; aber selbst ihre Mutter konnte sich nicht zarter dabei benehmen, als er es that. Alexander ahnte nichts; er war so innerlich muthlos, seit eine höhnische Nothwendigkeit ihn zwang, dem gemeinen Leben seine kleinlichen Vortheile abzunöthigen, daß jede andere Stimmung als die tiefernste Mathildens ihn verletzt haben würde. In der That, es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer von diesen Beiden am meisten beklagt zu werden verdiente. Alexander, der immer so gleichgültig auf allen Erwerb hingeblickt hatte, dem es selbst im Traume nicht eingefallen war, etwas von den Menschen zu wollen, die sich unter ihm nach ärmlichem Gewinne gierig umhertrieben, der wurde jetzt von ihnen als einer ihres Gleichen angesehen und behandelt, und durfte sich nicht im Widerwillen wegwenden, denn er brauchte sie. Eine solche Empfindung des Lebens, in unserer Zeit! Alexandern war es auch manchmal, als sei in der Welt keine Luft mehr für ihn. Dann schüttelte er diese Beklommenheit wieder von sich und beschäftigte sich auf das Neue mit dem, was man die Angelegenheiten eines Menschen nennt, und woran die Menschen oft selbst die Lust zum Leben verlieren. Alexandern ging es nicht viel besser; die erste Verwirrung in der Wirth-

schaft war gelöset; aber um so deutlicher sah er überall den Mangel, den der Inspector ihm übrigens gezeigt haben würde, hätte er ihn nicht von selber gesehen. Dieser wackere Mann sprach mit seinem Herrn nur, um ihm zu sagen, was Alles angeschafft werden müßte. Die Gebäude waren auf allen Gütern so ziemlich wieder in Ordnung: auch das abgebrannte Vorwerk stand schon; aber nun fehlte es an Geräthschaften, die Schaafheerde mußte ergänzt und vor Allem das Zugvieh bedeutend vermehrt werden, da der vernachläßigte Acker, der nur die schlechteste Ernte getragen hatte, einer außergewöhnlich sorgfältigen Bearbeitung bedurfte. Die Summe, welche Herr von Bayer gebracht, hatte nur eben zu dem Bau und den Ausbesserungen an den übrigen Vorwerken hingereicht, und Alexander mußte sich, wenn gleich mit schwerem Herzen, entschließen, eine bedeutende Menge Holz zu verkaufen, welches zu dem Bau einer Fabrik in einer der benachbarten Städte im nächsten Frühling gebraucht und den Winter hindurch gefällt werden sollte. Dadurch war zwar der augenblicklichen Verlegenheit abgeholfen, aber auch für mehrere Jahre ein Ausfall in den Einnahmen entstanden, wenn man den Forst erhalten wollte. So sah Alexander in düsterer Stimmung den Sommer vergehen; aber auch Edgar

hatte ihn nur geräuschvoll verlebt. Mit guten Empfehlungsbriefen versehen, war er noch früh genug gekommen, um vor der Sommerauswanderung noch die beste Gesellschaft von Paris kennen zu lernen. Späterhin wurde er auf das Land eingeladen und machte auch hier wie überall Eindrücke, die er keineswegs unbenutzt ließ, um Hortensen treu zu bleiben. Er schien sich im Gegentheile zu irgend einer neuen Neigung zwingen zu wollen; man hätte glauben sollen, er suche irgend etwas in seinem Innern zu betäuben. Es gelang ihm aber weder das eine noch das andere; er konnte sich bei den reizendsten Frauen nicht selber betrügen; oft verließ er stürmisch den glänzenden Saal, irrte in dem Garten umher, und die dumpfe Unruhe wühlte in seiner Brust, wie die Thiere Nachts unter der Erde arbeiten. Und immer wieder drängte Mathilde sich ihm auf, wie sie sich bewegte, still auf ihn horchte, oder ihn mit dem Blick ihrer jungen Liebe ansah. „Man sollte glauben, ich liebte sie!" sagte er dann vor sich hin. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirne und setzte hinzu: „Thorheit. Ich habe Cornelien nicht geliebt, und dieses einfache Kind sollte mich bezwingen? Nein — nein — es ist der Widerwille gegen das Leben, was mich so rastlos macht. Und doch möcht' ich an Alexanders Stelle

sein — um auszuruhen. Weiter nichts — ich liebe sie nicht.“ So dachte er, und doch war er bleich, wenn er in den Saal zurückkam; mit kalter Gleichgültigkeit streifte sein Blick über Schönheit und Jugend hin, und er schloß sich an irgend eine Gruppe ernster Männer an und sprach oder hörte vielmehr von Politik.

An Hortense hatte er nur zweimal flüchtig und höflich geschrieben. Er empfand nichts mehr für sie, als ein kaltes Mitleiden, welches ihn verhinderte, mit einem Male mit ihr zu brechen. Die Briefe sollten sie vorbereiten; er selbst wollte dann das entscheidende Wort aussprechen. Sie hatte ihm nicht geantwortet, da er sie nicht darum gebeten hatte; als er aber einen Tag vor dem Beginnen der Herbstübungen in der Residenz wieder eintraf, fand er ein Zettelchen, in welchem sie ihm sagte, daß sie ihn erwarte. Er ging hin; er wollte rasch und entschieden enden. Als er eintrat, kam sie ihm in tiefer Trauer entgegen; in ihren Zügen kämpfte Freude mit Angst. „Was ist geschehen?“ fragte er, indem er, wie gebannt, stehen blieb. „Er ist todt!“ antwortete Hortense.

Elftes Kapitel.

In Goczyn war einige Tage vorher, ehe Edgar zurückkehrte, Heinrich angekommen.

Alexander war nicht zu Hause, als er ankam. Er fragte nach Mathilden und erfuhr, sie sei im Wohnzimmer. Er verbot Johann, ihn zu melden, stieg rasch die Treppe hinauf, trat leise in den Vorsaal, stand einen Augenblick still, um Athem zu holen, und klopfte dann an die bekannte Thür. „Herein!" sagte Mathilde d'rinnen; er öffnete, sie erhob sich langsam von ihrem Sitze, und Beide standen sich ernst gegenüber.

„Willkommen, Heinrich;" sagte sie endlich leise und streckte die Hand gegen ihn aus.

„Ich wünsche, daß ich Dir es sein möge;" antwortete er, indem er ihre Hand leicht faßte, aber nicht küßte und überhaupt keine Vertraulichkeit zu wollen schien.

Sie wollte schellen; er verhinderte sie daran. „Laß dich nicht stören," sagte er; „ich bedarf bis zum Thee nichts." Sie setzte sich wieder zu ihrer

Arbeit, er nahm einen Stuhl ihr gegenüber. „Was wird das?“ fragte er, auf die bunte Stickerei blickend.

„Ein Kissen für Alexander;“ erwiederte Mathilde, „er bedarf es noch.“

„Wo ist er jetzt?“

„In Siemianice. Er ist fast den ganzen Tag aus.“

„Und Du immer allein?“

„Ja wohl; wer sollte denn bei mir sein? Auch als Bayer hier war, blieb ich allein; denn er begleitete immer Alexandern.“

„Hätte ich nur früher kommen können, um Dir Gesellschaft zu leisten;“ sagte der Jüngling in sonderbarem Tone; „Edgar hat es zwar thun wollen, aber nachher wie immer das gethan, was ihm eben besser zusagte.“

Diese Worte verdienten keine Antwort; Mathilde fuhr schweigend fort zu arbeiten. Heinrichs Augen ruhten mit düsterem Feuer auf ihr. „Weißt Du, daß der Rath todt ist?“ fragte er dann nachdrücklich.

Mathilde wurde todtenbleich, und ihre Hand zitterte so, daß sie die Nadel nicht richtig führen konnte. „Nein;“ antwortete sie kaum hörbar.

„Du konntest es auch nicht wissen;“ sagte er,

„ich bin zwei Stunden nachher abgereiset; ich wollte der erste sein, der Dir diese Nachricht brächte.“

„Und worin betrifft sie mich?“ fragte Mathilde, so ruhig, als sie es mit zitternden Lippen konnte.

„Worin sie Dich betrifft?“ wiederholte Heinrich lachend. „Wahrhaftig, ich glaube, Du denkst Dich noch vor mir zu verbergen, Mathilde?“

Sie hatte den Kopf tief hinuntergebeugt; ihre Hände flogen; sie zitterte unter seinem höhnischen Blicke, wie eine Verbrecherin.

„Weißt Du jetzt, worin sie Dich betrifft?“ fragte er spöttisch. „Ich denke, es muß sich jetzt entscheiden, wen der Held dieses doppelten Romans aufgeben will, Dich oder die Räthin. Doch glaub' ich, hast Du nichts zu fürchten; Du bist ihm noch neu, und — verheirathet, worauf es ihm besonders ankommt.“

Mathilde hatte während dieser Rede den Kopf emporgehoben, und ihre Blässe war allmälich vor einer dunklen Röthe verschwunden. Jetzt fragte sie langsam: „was willst Du damit sagen?“ — „Nichts anderes, als was ich aussprach;“ antwortete er beleidigend: „ich kann kaum glauben, daß es noch einer Erklärung bedürfe.“

Sie war aufgestanden; sie trat ihm einen Schritt näher, und ihre gewöhnlich so schüchternen

Augen warfen ihm Blicke zu, vor denen er mit Mühe die seinigen nicht niederschlug.

„Wenn Du wüßtest, wie gewöhnlich Du in diesem Augenblicke vor mir stehst;" sagte sie mit vor Zorn zitternder, aber unterdrückter Stimme; „wenn Du wüßtest, wie hoch der, den Du verläumdest, über Deinem Neide, Deinem kleinlichen Hasse steht: Du würdest nicht länger wagen zu ihm aufzusehen. Und Du sollst es wissen. Ja, ich liebe Edgarn, ich sage Dir es, ohne die Augen niederzuschlagen; es ist eine Schuld, aber keine Erniedrigung. Und es ist meine Schuld ganz allein, er hat nie ein Wort zu mir gesprochen, das mich verlockt hätte; ich bin ihm heilig gewesen. Er liebt mich nicht!" setzte sie hinzu, und große Thränen fielen aus ihren Augen, aber hastig sie abtrocknend, fuhr sie fort: „wenn er nicht herkam, so war es, um meiner Schwäche zu schonen; er hätte seiner Schwester nicht reiner nahen können, als er mir stets genaht ist, und das ist der Mann, von dem Du gesprochen hast."

Heinrich hatte sein Gesicht in den Händen verborgen. „Du liebst ihn!" murmelte er; „Du liebst ihn! Allmächtiger Gott, das zu hören!"

„Ja," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln, „ich liebe ihn. Ich kann nicht anders. Ich habe Tage

und Nächte durchkämpft — durchbetet — ich wollte seinen Namen auslöschen — ich konnt' es nicht, ich liebe ihn. Aber nur wie einen Stern, wie einen Traum; ohne Wunsch, ohne Hoffnung.. Dahin hab' ich es mit meinem Ringen gebracht."

„Und Alexander?" fragte Heinrich, indem er das blasse Gesicht zu ihr erhob.

„Ja, das ist schrecklich," sagte sie weinend, „daß ich ihm untreu bin, und er mir so ganz vertraut. Ich gebe mir auch keine Mühe, mich zu verbergen; ich wünsche mir fast eine Frage, daß ich mir das Herz erleichtern, ihm Alles sagen könnte. Wenn er mich liebte, müßt' er es schon längst gesehen haben."

„Mathilde," sagte Heinrich, „wenn er Dich geliebt hätte, würdest Du dann —"

„O niemals, niemals!" rief sie, ihn unterbrechend. „Wenn ich sein Herz nur einmal schneller schlagen gefühlt hätte; wenn ich nur hätte glauben dürfen, er werde mich einst lieben: ich hätte an ihm für ewig gehangen. Aber er war immer gleich still; ich sah, daß ich ihn nie bewegte, daß er selbst meine Liebe nicht forderte — ich war darein ergeben, klagte nicht, dachte, es müßte so sein — da sah ich Edgarn. Ich hätte wissen sollen, daß ich ihn liebte, an dem fremden Glücke, das ich

fühlte, aber ich dachte nicht daran. Er hat auch nicht daran gedacht, daß mein Gefühl sich verirren könnte; als er es am letzten Abend entdeckt hatte, da hast Du gesehen, wie er von mir Abschied nahm."

„Ja," sagte Heinrich bitter lächelnd, „Cornelia hatte ihn auch nur gesehen. Er hat niemals Schuld."

„Cornelia?" fragte Mathilde.

„Ja," antwortete der Jüngling; „auch ein Mädchen, das ihn liebte, wie Du ihn liebst, blos weil er da war. Und Alexander immer neben ihm, — wunderbar."

Er verfiel in düsteres Sinnen; endlich riß er sich daraus in die Höhe und sagte ernst, ohne Leidenschaftlichkeit: „Mein Schicksal scheint zu sein, Dich zu beleidigen. Willst Du mir heute noch einmal vergeben?"

„Mich hast Du nicht beleidigt," antwortete die junge Frau, mit schmerzlicher Ergebung; „denn ich verdiene Alles, aber —

„Ihn;" sagte Heinrich statt ihrer; „nun so vergieb mir, daß ich ihn beleidigte."

Sein Ton war wieder bitter, dennoch reichte sie ihm stumm die Hand; die Erinnerung an jene Tage, in denen sie sich kennen lernten, war ein unzerreißbares Band zwischen Beiden.

Er behielt ihre Hand. „Wenn Alexander mich bleiben läßt,“ sagte er, „fürchte Dich nicht. Ich werde schweigen; Du sollst selbst mein Auge nicht auf Dich gerichtet finden, wenn Du an ihn denken willst.“ In diesem Augenblicke ging die Thüre des Vorsaales auf; Heinrich ließ Mathildens Hand los, aber Beide blieben stehen, wie sie standen, und jetzt trat Alexander herein.

„Du?“ fragte er, indem er langsam vorwärts kam.

„Ja;“ antwortete Heinrich und erwartete still den Vorwurf des Bruders.

Dieser trat dicht zu ihm heran, legte die Hand auf seine Schulter und blickte ihn ernst an. „Weißt Du, was Du thust?“ fragte er, mit gedämpfter Stimme, so daß Mathilde ihn nicht hören konnte.

„Ich weiß es;“ antwortete Heinrich ebenso. „So bleibe;“ sagte Alexander, und setzte dann laut hinzu: „es ist mir lieb, daß Mathilde Gesellschaft bekommt. Armes Kind, sie ist wirklich halb verlassen jetzt.“

So war Heinrich aufs Neue der Hausgenosse der beiden Menschen, die er mit gleicher Heftigkeit liebte, und die früheren Tage schienen wiedergekehrt, aber ernst und als wären sie von Leiden verändert. Auch die Jahreszeit war jetzt ernster; ein trockner

Sommer machte einem frühen Herbste Platz, der den versengten Rasen und das vorzeitig gelbe Laub durch seine Nebel nicht mehr erfrischen konnte und daher lieber gleich darinnen verhüllte. Nur selten kam ein schöner Tag, dann saßen die jungen Leute im Garten, und Mathilde flocht wol auch einen Kranz. Aber wie anders als damals reichte Heinrich ihr die Blumen; stumm, den Blick halb abgewendet, oft mit Mühe athmend; und sie schwieg auch und starrte oft Minuten lang auf die Blume, die sie hielt, nieder, ehe sie sich erinnerte und weiterflocht. Ueber Beider Leben war die Liebe gezogen, wie der Sommer über die Felder, und ihre Jugend war verwelkt, wie das Laub an den Bäumen, unter denen sie saßen.

Alexander beobachtete sie mit Ruhe. Er hatte Heinrich mit dem Vertrauen, welches großartigen Seelen eigen ist, dem Unabänderlichen übergeben und wartete. Von Mathilden glaubte er, es mache sie traurig, noch nicht Mutter zu sein. Er sagte es ihr auch; sie schwieg, und er ahnte nicht, daß er sich täusche. Doch sehnte er sich allmälich nach Edgar und schrieb an ihn, um ihn zu bitten, daß er kommen sollte.

Edgar antwortete, er könne nicht so oft Urlaub verlangen. Er wollte nicht nach Goczyn, wo ihn

auch nichts erwartete, als stumme Leidenschaft, die er täglich bei Hortensen sah und die er, eben weil sie stumm war, ertragen mußte, obwol er beinahe verzweifelte, sich gebunden zu sehen. Hätte Hortense etwas von ihm gefordert, ihm nur einen Vorwurf gemacht, er hätte sprechen, sie beschwören können, ihn freizugeben; er hätte selbst hart sein und sich losreißen können, aber wie sollte er das anfangen, da sie nichts forderte, sondern schweigend ihr Urtheil von seinen Lippen erwartete? Lange schwieg er auch, und hoffte, ihr Stolz würde endlich sich aufrichten und ihn fragen; aber ihr Stolz war längst von ihrer Liebe besiegt, und sie blieb die Sklavin zu den Füßen des Herrn. Da sah er es als sein Schicksal an, bat sie um ihre Hand und blickte nun gleichgültig in sein ferneres Leben hinaus.

Alexander aber schrieb wieder, und in einem flüchtigen Briefe, der kurz vor Weihnachten ankam, forderte er selbst das Hinkommen des Bruders. Edgar gab Hortensen diesen Brief, während er mit verschränkten Armen im Zimmer auf- und niederging. „Es scheint etwas Wichtiges vorgefallen zu sein;“ sagte sie, mit gepreßter Stimme; „Sie müssen hin.“ — „Meinen Sie?“ fragte Edgar ganz kalt. Weiter wurde nichts darüber gesprochen. Edgar sagte so nebenher bei Bayers, daß er sie einige

Zeit nicht sehen werde, weil er nach Goczyn müsse. „So?" sagte Herr von Bayer, und damit war bis auf einige Aufträge der Frau von Bayer die Sache auch hier abgethan. Beim Abschiede fragte Hortense: „Bleiben Sie lange?" — „Nein;" antwortete er; „was sollte ich da?" Er fuhr mit der Schnellpost bis zu der drei Meilen von dem Schlosse entfernten Stadt, wo er den Morgen auf dem Sopha schlafend abwartete, noch einige gleichgültige Besuche machte und erst nach zehn Uhr Extrapost nahm. Er lehnte sich fest in den Wagen zurück; er wollte ruhig sein, und sein Wille war von Eisen. Eh' er in den Hof einfuhr, hatte er noch das Buch aufgeschlagen, in dem er wirklich mit Aufmerksamkeit gelesen hatte; aber sich länger zu beherrschen vermochte er selbst mit der größten Anstrengung nicht. Sein Herz schlug heftig, und raschathmend sprang er aus dem Wagen und eilte in das Schloß. Man hatte ihn kommen hören, und Alexander trat ihm oben an der Treppe entgegen. „Ich habe Dich erwartet;" sagte er ernst, fast düster; „und Deine Stube ist geheizt. Du hast noch eben Zeit, Dich zum Essen anzuziehen; ich werde Dich begleiten, ich muß mit Dir sprechen." Durch Edgars Kopf fuhren blitzschnell die seltsamsten Gedanken, und schweigend ging er neben dem Bruder den Gang hinab, in dem Johann schon mit

Edgars Mantelsack voraneilte, den er im Zimmer sogleich auspackte. „Wir haben zu sprechen;" sagte Alexander nun, und Johann zog sich zurück. „Was ist?" fragte Edgar. „Ich habe Dir gleich das Schlimmste sagen wollen;" antwortete Alexander; „wir müssen binnen sechs Monaten sechzigtausend Thaler schaffen, oder Goczyn ist verloren." Edgar sah den Bruder erstaunt an; dieser nahm einen Brief heraus und sagte: „lies."

Edgar las. Der Brief war von Herrn Faß, der Alexandern erklärte, daß jener Kaufmann, der ihm damals die Summe von dreißigtausend Thalern angeboten, zu diesem Darlehn nur seinen Namen, er aber, Herr Faß, das Geld dazu gegeben, so wie auch zwei andere von Alexanders Gläubigern bewogen habe, ihre Forderungen auf Goczyn ihm abzutreten, so daß er jetzt auf der Herrschaft eine Summe von sechzigtausend Thalern stehen habe, die er hiermit, wie er müsse, ein halbes Jahr vorher kündige.

„Er ist klug gewesen;" sagte Edgar und legte den Brief gedankenvoll auf den Tisch. „Ja," sagte Alexander, „wenn ich nicht zahlen kann, ersteht er die Herrschaft." — „Wie viel bist Du im Ganzen schuldig?" fragte Edgar, „Ueber hunderttausend Thaler;" antwortete Alexander. Edgar stützte sich auf den Schreibtisch und sagte: „diese Summe war

nach dem früheren Werthe der Güter unbedeutend für diese; jetzt wirst Du sie unter solchen Umständen kaum erhalten. Und nun dieses plötzliche Zurücktreten von dem Schurken, dem Pächter. Glaubst Du nicht, daß er mit Deinem neuen Gläubiger zusammenspielt?" — „Allerdings;" antwortete Alexander, „und er konnte ihm nicht besser in die Hand spielen; der Boden ist so vernichtet, daß ich ohne den Holzverkauf nicht die Zinsen hätte zahlen können, und so wird es noch mehrere Jahre sein." Er war auch bei dem Schreibtische stehen geblieben; Edgar nahm seine Hand und sagte: „ich fürchte, dieser Mensch setzt seinen Willen durch." — „Nein;" sagte Alexander; „mit großen Opfern kann ich die Güter halten." — „Du kannst den Verkauf hinhalten;" sagte Edgar; „aber vermeiden schwerlich." „Doch," setzte er hinzu, „ich nehme, wie man es immer muß, das Schlimmste an; wir haben sechs Monate; vielleicht gelingt mir's, Gelder zu schaffen." Alexander drückte ihm schweigend die Hand und ließ ihn dann sich eilend umziehen; denn es schlug schon zwei Uhr, und er war kaum fertig, als Johann meldete, es sei angerichtet. Edgar hatte über dem Gespräch fast vergessen, daß er Mathilden sehen sollte; aber jetzt auf dem Gange nach dem Saale schlug das Herz ihm immer heftiger. Er trat ein,

sie stand nicht sehr weit von der Thür, er ging auf sie zu, sie that einige Schritte ihm entgegen und reichte ihm mit leisem Willkommen die Hand. Er sah sie an, sie war seit ihrer Verheirathung und noch in den letzten Monaten bedeutend gewachsen; fast hoch, im dunklen Kleide, welches ihren zarten Wuchs dicht umschloß; ganz blaß stand sie vor ihm und verschwand ihm einen Augenblick, denn ein Schatten ging vor seinen Augen vorbei und sein Athem stockte. Sie bemerkte das nicht; sie entzog ihm die Hand und suchte mit dem Blick nach Alexandern, der auf Heinrich gewartet hatte und jetzt erst mit diesem hereintrat. Heinrich hatte ihn etwas aufgehalten; auch war er selber innerlich zu bewegt, als daß er Mathildens Bewegung hätte bemerken sollen. Edgar hatte sich schon wieder in der Gewalt und war nur noch sehr blaß, was er benutzte, um sich nach dem Mittagessen, welches einsylbig eingenommen wurde, unter dem Vorwande, daß er nicht ganz wohl sei, auf einige Stunden zurückziehen. Als er nun allein war, holte er tief Athem, als sei die Luft seit einer Stunde eine neue geworden. Dann trat er an das Fenster, öffnete es einer milden Winterwärme und sah nach dem Himmel. Das Zimmer lag gegen Morgen; doch der Glanz eines farbigen Sonnenunterganges hatte sich bis hierher verbreitet, und die

durchsichtigen Gestalten der Bäume zeichneten sich auf einem rosenhellen Grunde ab. Edgar sah dieses schwimmende Licht, er sah die Schönheit der emporspringenden Aeste, und wer in diesem Augenblicke in sein Auge gesehen hätte, der wäre von dem vollen Erguß einer flammenden Seele mit einem zweiten Lichtstrom überflutet worden. Aber er war allein, weit umher kein Regen menschlicher Arbeit, nur die Natur vor ihm, und vor ihr scheute er sich nicht; denn sie war ihm vertraut, und an finsteren Abenden, wo er auch mit ihr allein gewesen war, hatte oft ein Sturm Beide bewegt.

„Du!" sagte er; „Du! — Mathilde! Ja, ich liebe endlich! Die Eisdecke ist zersprengt; mein Herz wallt wie der freigewordene Strom. Ich könnte für Dich sterben. Es ist ein göttliches Gefühl!"

Er verlor sich in Erinnerungen. Von dem Abende vor der Hochzeit an bis zu dem heutigen Tage wurde Alles, was zwischen Mathilden und ihm vorgegangen war, ihm wieder lebendig und gegenwärtig. Er erstaunte selber über die Genauigkeit, mit welcher er sich es zurückrufen konnte. „Wie hat mein Herz sich Alles genau gemerkt!" sagte er; „es ist klüger gewesen, als mein Verstand, der mir immer abstritt, daß ich Dich liebte. Und Du liebst mich, Mathilde; was nur selig machen kann, das

ist in Deiner Seele für mich bereitet, und ich Thor wollte mich von Dir wenden!"

Das Abendroth verschwand in der Dämmerung und diese vor den aufgehenden Sternen, und noch immer fühlte er nichts, als daß er liebe. Daß er die Frau seines Bruders liebe, daran wollte er jetzt nicht denken, sondern verschob es bis auf die Stunde, wo er entscheiden würde, wie Mathilde sein werden solle; denn daß es ihm nicht in den Sinn kam, sie könne nicht sein werden, das können wir versichern. Entsagen hatte er nicht gelernt, und so trank er ohne Scheu aus dem frischeingeschenkten Becher, bis endlich Johann an die Thüre klopfte und Mathildens Einladung zum Thee brachte. Rasch folgte er dieser, und nie war er schöner gewesen, als da er in das an Erinnerungen reiche Zimmer trat und mit einem Blicke, den aber nur Heinrich sah, die Gestalt der geliebten Frau überflammte. Dann setzte er sich und erzählte von Paris; sein erregtes inneres Leben zuckte in seinen Worten hervor, und er hätte an diesem Abende die Bewunderung des größten Kreises erregen können.

Am nächsten Morgen begleitete er Alexander auf dem täglichen wirthschaftlichen Ritte, und der Weihnachtsabend dämmerte schon in den Tag herein, als sie zurückkehrten. Wie gestern wurde der drohenden

Verlegenheit bei der allgemeinen Vereinigung nicht erwähnt, und heute war auch das Mittagsessen belebter, indem Edgar noch viel mitzutheilen hatte und Alexander sich, so viel er konnte, von der schrecklichen Aussicht, das Schloß von dem Bürger bewohnt zu sehen, wegzuwenden suchte. Am Theetische hatte Jeder eine kleine Ueberraschung für Mathilde, die ihrerseits für Alexander und Heinrich etwas gearbeitet, für Edgar aber nichts hatte, als ein Versprechen für die nächsten Weihnachten. „Das ist zu lange hin;" sagte er; „ich muß jetzt etwas haben. Geben Sie mir wenigstens eine Blume!" — „Eine Blume?" wiederholte Mathilde; „das ist wenig." — „Oder viel;" sagte er, und ging zu dem Blumentische am Fenster; „geben Sie mir einen Stengel Reseda." — „Hat die eine Bedeutung für Dich?" fragte Alexander. „Die höchste;" antwortete Edgar, der eben den Stengel empfing und verwahrte, und sich dann an den Flügel setzte. Alexander dachte nach; Alles, was Edgar that, schien den Zweck zu haben, eine gewaltsame Leidenschaftlichkeit nur in etwas auszulassen; auch sein Gesang klang anders als sonst. „Edgar, solltest Du lieben?" fragte Alexander leise, während Jener nach einem Notenhefte suchte. „Ja!" antwortete Edgar. „Wirklich?" sagte Alexander überraschend; „und hast Du Hoff-

nung?" — „Ich werde geliebt;" antwortete Edgar, „und das ist genug, um Dir zu sagen, daß ich an's Ziel gelangen werde." Wirklich war er jetzt schon völlig entschlossen und eben darum völlig unbefangen, so wie es ihm auch ganz überflüssig erschien, sich Mathilden eher als im entscheidenden Augenblicke zu nähern. Er war ihrer Liebe gewiß wie seines Willens, und so sprach er immer nur im Allgemeinen und in dem ruhigsten Tone mit ihr. Dennoch umgab es die junge Frau überall wie heiße Luft, und die Ahnung seiner Liebe zog wie ein Wehen, welches Gewitterstürmen vorausgeht, beängstigend hindurch.

Zwischen diesen innerlich bebenden, zu jedem Ausbruch vorbereiteten Zustand trat plötzlich Frau von Hain, welche mit Wilhelm der Einladung ihres Schwiegersohnes folgte. Sie hätte es diesmal nicht gethan, hätte sie nicht gewußt, daß Edgar erwartet werde. Diese neue Näherung erfüllte sie mit zu lebhafter Angst, als daß sie nicht hätte wünschen sollen, ihn selbst zu beobachten; sie kam und fand ihn.

Mathilde zitterte bei ihrer Ankunft; Heinrich hingegen empfing sie wie eine Retterin; er erwartete von ihr, er wußte selber nicht recht was, jedenfalls aber weit mehr, als sie selbst bei der größten Strenge thun konnte. Edgar begrüßte sie mit vollkommener Sicherheit; er wußte, daß sie als seine Richterin

gekommen sei; er beschloß fest, sie zu seiner Verbündeten zu machen, und als sie noch bei dem Anfange des Ueberlegens war, welchen Schritt sie thun solle, benutzte er schon das erste Alleinsein mit ihr, und sagte ihr nach einer kurzen Einleitung, daß er ihre Tochter liebe.

Sie war gänzlich unvorbereitet, ganz durch Ueberraschung angegriffen. „Und das sagen Sie mir, Herr von Aarhausen?“ war Alles, was sie sagen konnte.

„Warum nicht, gnädige Frau?“ fragte er zurück.

„Ich begreife Sie nicht;“ sagte sie.

„Sie begreifen nicht,“ sagte er, „daß ich meine Liebe unter Ihren Schutz stelle? daß ich sie dadurch heiligen will, daß ich zuerst um Ihre Einwilligung bitte?“

„Um meine Einwilligung? wozu?“ fragte sie.

„Zu einer Scheidung Ihrer Tochter von Alexandern und zu ihrer Verheirathung mit mir;“ antwortete er.

„Nimmermehr!“ rief Frau von Hain voll Abscheu.

„Nimmermehr?“ fragte Edgar, und sah sie fest an; „und das Glück Ihrer Tochter?“

„Und die Sünde?“ fragte sie.

„Die Sünde ist geschehen;“ sagte er; „Mathilde liebt mich, ich liebe sie; was bedarf es mehr, um

die Ehe zu brechen? Bleibt Mathilde Alexanders Frau, so fügen wir der ersten Schuld eine zweite hinzu, die Verheimlichung; denn daß unsere Liebe weitergehen wird, daran werden Sie doch nicht zweifeln, gnädige Frau? Wer liebt, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, oder wenn Andere es auch könnten, ich kann es nicht und — ich will es nicht. Ich habe thörichter Gesetze nicht geachtet, da es sich um bloße Launen handelte, sie werden mich jetzt nicht hemmen, wo es sich um meine erste Liebe handelt."

„Also ist die heilige Stiftung der Ehe Ihnen nichts, als ein thörichtes Gesetz?" fragte Frau von Hain.

„Sobald die Liebe aufhört, — ja;" antwortete Edgar, „und zu meinem Glück bestätigt unsere Kirche selber meine Meinung."

„Die Kirche hat der Welt manches nachgegeben," sagte die ernste Frau, „was einst ihr Verderben sein wird."

„Möglich;" sagte Edgar, „dann mag sie es einst vertreten. Einstweilen fühle ich keinen Beruf, heiliger zu sein, als die Kirche."

„Aber ich fühle ihn;" antwortete sie.

„Sie vielleicht, aber Sie sind nicht Mathilde."

„Mathilde ist meine Tochter."

„Und meine Geliebte;" sagte Edgar mit ruhi-

gem Lächeln. „Oder glauben Sie, ich werde Ihre Tochter umsonst anflehen?"

„Ich fürchte, nein;" antwortete sie, indem sie das Auge traurig auf ihm ruhen ließ.

„Und dennoch wollen Sie mir feindlich in den Weg treten?" fragte er. Dann verließ er seine stolze Stellung; er trat ihr näher, stützte sich auf die Armlehne ihres Sessels, beugte sich leicht zu ihr nieder, und wie eben noch mit einem herausfordernden, sah er sie jetzt mit einem unendlich bittenden Blick an.

„Nein, Sie werden es nicht;" sagte er, und seine Stimme klang weich, hoffnungsvoll und innig; „Sie waren immer so gütig gegen mich, Sie werden nicht wollen, daß ich unglücklich werde. Ich verehre Sie so sehr; ich weiß, daß ich gegen Sie siegen werde, aber das würde mir so schmerzlich sein. Hingegen mit Ihren Wünschen, mit Ihrem Segen — o, es steht in Ihrer Hand, Alles so schön zu lösen und Sie könnten es schmerzlich verwirren wollen? Und warum? Um kalten Begriffen Genüge zu thun, die vor der Macht eines großen Gefühles noch immer zerschellt sind?"

„Was Sie kalte Begriffe nennen, nenne ich heilige Gebete;" sagte Frau von Hain, noch ernst, aber schon von dieser Stimme erschüttert; „was

bleibt denn gesichert, wenn wir jede Schranke, die wir finden, nach Willkühr umstoßen?"

„Was kümmert's mich?" fragte Edgar. „Ich will keine Schranke umstoßen, ich will nur mein Glück. Ich habe es schon gesagt, ohne Liebe ist die Ehe nicht heilig, ja sie ist gar nicht da; denn ihrem Sinne nach ist sie Einssein von zwei Menschen, und eines werden zweie nur in der Liebe. Ich entweihe also nichts."

„Aber Ihr Bruder?" fragte Frau von Hain.

„Meinen Bruder kenn' ich; er würde mir das größte Opfer bringen, und was ich verlange, ist selbst keines, denn er liebt Ihre Tochter nicht; sie ist ihm nichts, als eine liebe Gefährtin."

„Und Ihnen würde sie vielleicht einst noch weniger sein."

„Versuchen Sie es, gnädige Frau;" antwortete Edgar. Seine Stimme hatte einen Ausdruck, den keine Beschreibung wiedergeben kann; Frau von Hain konnte sich diesem Zauber unmöglich ganz entziehen.

„Sie haben mit Mathilden noch nicht gesprochen?" fragte sie. Er verneinte schweigend. „Gut," sagte sie, „so versprechen Sie mir, morgen abzureisen und für das Erste nichts zu thun. Ich werde meine Tochter, ich werde auch Ihren Bruder prüfen.

Sollte Mathilde ihm mehr sein, als Sie glauben, versprechen Sie mir dann abzustehen?"

„Ich verspreche, morgen abzureisen und für's Erste nichts zu thun;" antworte Edgar, schon kälter, da er eine Bitte umsonst gethan hatte. „Mehr versprech' ich nicht. Ich bin ganz offen gewesen, gnädige Frau; ich überlasse es nun Ihnen, ob Sie eben so handeln wollen."

„Ich werde es;" erwiederte sie, indem sie aufstand, während er zurücktrat. „Ich verspreche nicht, Sie zu unterstützen, selbst nicht, Ihnen nicht entgegenzuwirken; aber ich verspreche Ihnen, nichts zu thun, ohne Sie zuvor davon zu benachrichtigen."

Er verbeugte sich. Am andern Morgen verließ er Goczyn, ohne zu Mathilden etwas gesagt zu haben, als die Worte: „Auf Wiedersehen!"

Zwölftes Kapitel.

Auf Wiedersehen! es ist ein wunderbares Wort, das dem Hasse wie der Liebe dient. Hier kündigte es für nähere oder fernere Zeit neue Kämpfe an,

und doch hallte es wie ein schönes Echo in felsen-eckiger Gegend immer und immer in Mathildens Herzen wieder.

Mit ihm, der diesen Schall geweckt hatte, reis'te nach Alexanders Wunsch auch der stumme, blasse Heinrich ab. Alexander fürchtete in seiner jetzigen Stimmung die Liebe des Jünglings; sie machte ihn zu weich, und er wollte sich mit Fassung auf den möglichen Fall vorbereiten, das Wohnschloß seiner Jugend und seiner Vorfahren in fremdem und zwar in solchem Besitze zu sehen.

Die Beiden, welche das Schloß verlassen hatten, legten die Reise zurück, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, und trennten sich eben so. Edgar hatte Heinrichs düsteres Schweigen verstanden, und war dieser ihm ehemals gleichgültig gewesen, so fing er jetzt an, ihm Haß mit Haß zu vergelten.

Zu Hortensen eilte Edgar in der ersten freien Stunde, um sie nach Clementinen zu fragen. Wie die Phantasie, so ergreift auch die Leidenschaft das Fremdartigste, um es für ihre Zwecke zu gebrauchen, nur daß die Phantasie es blos zum anmuthigen Spiele thut, die Leidenschaft aber eine Verwirklichung für möglich hält, ja mit Heftigkeit betreiben will. So hatte auch Edgar auf einige Aeußerungen Alexanders hin Clementinen mit in seinen Plan ge-

zogen. Fast jede verschmähte Liebe hat ihre Stunde, in der sie sich durch leise Reue an uns rächt; Alexander hatte in der bewegten Stimmung der letzten Zeit mehrmals an Clementine gedacht und einmal gegen Edgar geäußert: er glaube, Clementine würde das, was ihn verdüstere, vielleicht noch mehr empfinden, als Mathilde, die noch zu wenig erfahren habe, um ihn ganz verstehen zu können. Der Wunsch, statt Mathilden Clementine gewählt zu haben, war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen; aber Edgar glaubte es, oder wollte es glauben, und so sollte nach seinem Entwurfe Clementine Alexandern entschädigen und ihm zugleich mit ihrem Vermögen die Mittel geben, Goczyn zu erhalten. Edgar wußte, daß er in Clementinen selber Hindernisse zu überwinden haben würde; aber er war auch gewiß, sie zu überwinden, und mit dem festen Entschlusse, nicht lange zu zaudern, fragte er Hortensen, ob sie nicht kürzlich von ihrer Freundin gehört habe. „Ja," antwortete Hortense; „vor einigen Tagen habe ich ihre Verlobungskarte erhalten."

Edgar biß sich in die Lippe, fragte aber doch noch nach den nähern Umständen. Diese waren so, daß er wol einsah, er müsse diesen Theil seines Planes aufgeben. Einen Augenblick schwankte er nun in dem Gedanken an Alexander, aber schon im

nächsten war er wieder entschlossen. Er führte ein gleichgültiges Gespräch noch einige Augenblicke fort; dann stand er auf, und wie er zu Mathilden gesagt hatte: „auf Wiedersehen!" so sagte er jetzt zu Hortensen: „leben Sie wohl." Sie verstand den Sinn dieser Worte nicht, aber sie sah ihn mit zuckendem Herzen nach einer wochenlangen Trennung so schnell und kalt wieder gehen. Er hingegen verließ sie mit dem letzten Schritt aus dem Zimmer in Gedanken auf ewig, und wenn er sich auch sagte, daß er ihre Liebe schlecht vergelte, so sagte er zugleich zu der anklagenden Stimme in sich: „es ist ihr Schicksal; ich kann nicht anders."

Er fing nun an, auf die Lösung seines dem Bruder gegebenen Versprechens zu denken, und that alle nöthigen Schritte, um bekannt zu machen, daß und unter welchen Bedingungen er Gelder wünsche; aber er fand kein Entgegenkommen. Ungünstige Gerüchte über Goczyn hatten sich, wahrscheinlich durch Verbündete von Herrn Faß, überall verbreitet; Manche, die sich Anfangs geneigt bezeigten, zogen sich dann wieder bedenklich zurück; Einige forderten übertriebene Zinsen, die Meisten gingen auf gar nichts ein. Herr von Bayer, der viel genützt haben würde, weil er viele Leute kannte und großes Vertrauen besaß, war durch eine gefährliche Krank-

heit seines Knaben so beschäftigt, daß er selbst für seine besten Freunde in dieser Zeit gänzlich verloren war. Als der Knabe anfing sich zu erholen, wurde eine reinere Luft für ihn verordnet, und da der März günstig war, brachte der noch zitternde Vater seinen Liebling ohne Zaudern auf das Gut seines Bruders und hatte auch dort nur Gedanken für den kleinen Genesenden. Edgar aber kam ohne ihn zu keinem Ziel; es war schon April, und noch hatte er erst für die Hälfte der zu zahlenden Schuld Zusicherungen erlangen können.

Wenn es ihn schon geduldlos machte, daß die Geschäfte sich so wenig lenkbar bewiesen, so war die Ungeduld, mit der er die von Mathildens Mutter ihm abgeforderte Unthätigkeit verwünschte, völlig grenzenlos. Bei Edgar fand kein halber Zustand statt; wie früher in der Gleichgültigkeit, so war er jetzt in der Liebe entschieden. Eben so lag es auch in seiner Natur, daß er sich die Zeit nicht mit Schwärmen vertreiben konnte, und der Gedanke, daß Mathilde noch immer das Eigenthum eines Andern sei, brachte ihn in ein wirkliches Fieber, welches durch jeden Tag, an dem Frau von Hain noch länger schwieg, vermehrt und fast unerträglich wurde. Zwar erhielt er von Zeit zu Zeit Briefe von Wilhelm, den er zum Schreiben ermuthigt

hatte und durch gelegentliches Antworten glücklich machte; aber was der Knabe ihm berichten konnte, waren nur kleine Umstände, aus denen sich keine Folgerungen ziehen ließen und die zugleich durch treue Vergegenwärtigung Mathildens das Feuer noch nährten. Endlich war seine Geduld völlig aufgebrannt, und er schrieb an Frau von Hain wie folgt:

„Gnädige Frau!“

„Es war im December, daß Sie mir das Ver„sprechen abnahmen, in der Angelegenheit, welche „jetzt die einzige meines Lebens ist, für's Erste nichts „zu thun. Seitdem sind Monate vergangen; Sie „schweigen — ich kann es nicht länger.

„Ich bitte Sie um nichts, gnädige Frau. Sie „haben mich damals so glücklich abgewiesen, daß ich „wol einsehe, bei Ihnen siege man nicht durch das „Gefühl. Was ich von Ihrer Gnade erwarte, ist „Entscheidung, ob Sie für, ob Sie gegen mich auf„treten wollen. In jedem Falle handle ich; in dem „letzteren mit tiefem Bedauern, aber zugleich mit der „Ueberzeugung, daß ich Alles, was nur möglich „war, gethan habe, um Ihre Zufriedenheit zu er„werben. Sollten Sie in Folge meiner Handlungs„weise Ihr bisheriges Wohlwollen mir entziehen, „so werde ich das schmerzlich empfinden, aber ertra„gen und zugleich stets —“

und er schloß mit der Versicherung einer Verehrung, die er wirklich fühlte.

Frau von Hain schrieb mit umgehender Post.

„Sie haben kurz gefragt, Herr von Aarhausen, „und ich werde eben so einfach antworten. Ich habe „geschwiegen, weil ich immer noch hoffte, Sie wür- „den Ihre Vorsätze im wahren Lichte erblicken und „davon abstehen. Sie beharren darin und fordern „mich auf, mich zu entscheiden. Das ist nicht mehr „nöthig; ich bin längst entschieden und zwar gegen „Sie, Herr von Aarhausen. Sobald Sie einen „Schritt thun, trete auch ich auf, und mit aller „Macht meines Einflusses an die Seite meines „Schwiegersohnes. Dann beginne der Kampf.

„Sollten Sie siegen und Mathilde dahin brin- „gen, daß sie Alles verließe, um Ihnen zu folgen, „so werde ich deshalb mein Kind nicht verbannen, „aber sie wird die Achtung ihrer Mutter verloren „haben.

„Doch ich fürchte das nicht; ich sehe Sie viel- „mehr mit einer Art von freudigem Vertrauen Ihrem „Bruder den Krieg erklären. Er ist in der letzten „Zeit so anziehend durch sanfte Schwermuth, so zärt- „lich gegen Mathilde gewesen, daß ich mich sehr irren „müßte, oder er ist, selbst abgesehen von seinen heili- „gen Rechten, Ihr glücklicher Nebenbuhler geworden.“

„Leben Sie wohl. Ich wünschte in jeder Be-
„ziehung sagen zu können"

„Ihre Freundin."

„Gut!" sagte Edgar, als er diesen Brief gelesen hatte, „das verwickelt sich. Ich soll sie nicht ohne Kampf besitzen; der Reiz des schönen Gewinns soll erhöht werden. Aber Alexander; wenn — nein; er kann ihre Einbildungskraft erregt haben, jetzt in dem alten Schlosse, wo er immer am besten aussieht, aber weiter ist es nichts. Gegrüßt, mein lieblicher Stern! ich komme."

Dennoch war er nicht so sicher, als er es sich überreden wollte, und so sonderbar es auch klingen mag, er betrachtete es fast wie eine Anmaßung, daß Alexander es sich einfallen lassen könne, seiner Frau anziehend zu werden. Er eilte sich Urlaub zu verschaffen und war schon ganz bereit zur Reise, die er mit Extrapost machen wollte, als er noch einige Zeilen von Alexander empfing, die aber nichts änderten, im Gegentheil eine dringende Einladung, augenblicklich zu kommen, enthielten. Ein abermaliges Schreiben des Herrn Faß, das beigelegt war und welches Edgar las, während der Wagen kam, war die Veranlassung, daß Alexander wünschte, den Bruder sobald als möglich, zu sehen. Der Bürger

meldete ihm darin, daß abermals ein auf Goczyn eingetragenes Kapital von fünfzehntausend Thalern an ihn abgetreten worden sei, und er es demnach hiermit auf Weihnachten kündige. Er setzte dabei ganz einfach hinzu, daß er auch fernerhin kein Mittel unversucht lassen werde, um Alexander aus Goczyn, wohin er nun einmal wolle, herauszubringen, wenn nicht Alexander es vorziehe, ihm die Herrschaft gutwillig durch einen Kauf zu überlassen, was auf jeden Fall das Beste wäre, indem er dann seiner Tochter den Willen thun könne, während der von ihm gebotene Preis sowol das Vermögen der Brüder Alexanders, als auch diesem noch einen recht hübschen Thaler sichere. Diesen letzten Ausdruck entlehnen wir von dem Bürger, der nach einer Versicherung der Freundschaft, die er immer für den Neffen des seligen Herrn Oberstwachtmeisters behalten werde, Alexandern an die neue Schuld erinnerte, zu der ihn der Brand gezwungen hatte, und dann hinzusetzte: „hätten Sie damals, als ich kam, gleich an mich verkauft, so hatten Sie das heute mehr; der Brand wäre Sie nichts angegangen, und Ihr Pächter hätte Ihnen nicht die Wirthschaft und damit Unruhe am Tage und Unruhe in der Nacht gelassen. Jetzt haben Sie eine Menge Geld ausgegeben und wofür? Damit ich die Wirthschaft in

gutem Stande finde; denn daß Sie sich nicht auf Goczyn halten können, das ist so gewiß, wie nur etwas in der Welt. Sie haben sich niemals um Geschäfte bekümmert und wissen daher nicht, was unser einer Alles darin zu Stande bringen kann, wenn er nur halbweges pfiffig ist. Und da mir unser Herrgott auch mein Theilchen gegeben hat, und ich überdies noch den festen Willen habe, hier die Geschichte durchzusetzen, so können Sie gegen mich gar nicht auskommen; aber ich bin Ihr Freund und sag's Ihnen g'rade heraus."

Aus Allem ging hervor, daß der Mann es wirklich gut mit den Brüdern und besonders mit Alexander meine, und ohne seine Tochter auch nicht daran gedacht haben würde, sich Goczyn in den Kopf zu setzen, daß man es aber nun, wo er es einmal darin hatte, ihm auch nicht wieder herausbringen werde. Edgar konnte nicht umhin, in dieser beharrlichen Verfolgung eines Zweckes eine Aehnlichkeit zwischen sich selber und dem Bürger zu finden, und lächelte darüber, indem er sich zugleich eingestand, daß er und Alexander wahrscheinlich dieser Entschlossenheit unterliegen würden.

Der Wagen stand vor der Thür, und Edgar warf sich hastig hinein und fuhr dahin, aber nicht ohne von einem Freunde Heinrichs bemerkt worden

zu sein, der diesem die Abreise seines Bruders eine halbe Stunde später erzählte. Heinrich fragte nach der Richtung, die Edgar genommen habe, und als er nach dieser nicht zweifeln konnte, Edgar reise nach Goczyn, so fuhr er zwei Stunden später denselben Weg und trieb Pferde und Menschen so entschlossen zur Eile an, daß er von der letzten Station nur wenige Minuten nach Edgar abfuhr.

Edgar ahnte nichts von dieser Verfolgung und dachte scharf über die Art und Weise nach, wie er Alexandern das Geständniß thun und seine Einwilligung fordern sollte. Je näher er aber Goczyn kam, desto mehr verschwand das Nachdenken vor der Leidenschaft, und wie er sich immer heftiger nach Mathilden sehnte, so erbitterte ihn auch mehr und mehr der Gedanke an alle die Reden, die er mit der Mutter und vielleicht auch mit dem ehemaligen Lehrer, dem Prediger, noch zu führen haben würde. Plötzlich fuhr es ihm durch den Sinn: „wenn ich Mathilde erst aus dieser Nähe bringen könnte, ehe ich anfinge, dann hätte ich beinahe die Gewißheit eines leichten Gelingens.“ Er hatte diesen Gedanken, als er Goczyn bereits erblickte, und verfolgte ihn, ohne bei dem Anblicke des Schlosses etwas anderes zu

empfinden, als eine brennende Ungeduld, dort zu sein und Alles erst überwunden zu haben. Gleichgültig dachte er sich das Schloß im Besitze des Bürgers, und während er vor einem Jahre diesem mit dem feindlichsten Stolze entgegengetreten sein würde, begriff er jetzt den Bruder kaum und erinnerte sich an seine Kinderzeit, an Alles, was er damals mit dem Bruder in dem Schlosse gefühlt und geträumt hatte, nur wie an ganz alltägliche Empfindungen. In dieser Stimmung blieb er auch, als der stille Bau jetzt dicht vor ihm stand und er in denselben einfuhr. Der Kutscher war da und sagte: der gnädige Herr sei ausgeritten; der alte Henne kam aus dem Garten und sagte: die gnädige Frau sei dort. Edgar trat durch die Thür, welche dem Thorweg gegenüber aus dem Hofe in das Schloß führte, in die graue Halle, wo die Treppen hinaufgingen, durchschritt sie hastig und kam durch die zweite Thür auf die Brücke, die ehemals zum Aufziehen gewesen war, jetzt aber zwischen Ranken und Sträuchern, die aus dem Graben emporwuchsen, ruhig dalag und Edgars Tritte nur leise nachhallte. Der Garten war früher ganz ummauert gewesen; jetzt war die Mauer am Schloßgraben so wie diesem gegenüber eingerissen worden und nur noch an den beiden

Seiten stehen geblieben, während der Garten gegen die Felder hin seiner Länge nach von dem Kanale begränzt wurde, der sein Wasser aus dem kleinen Fluße der Gegend empfing und jetzt das goldene abendliche Sonnenlicht daraus zurückwarf. Edgar ging auf den sanft gebogenen Wegen zwischen den frischgrünenden Bäumen und Rasen zu diesem Vertrauten seiner Knabenträume hinab und dann an ihm hin zur Mauer gegen Morgen, wo unter einem alten Ahorn eine Steinbank stand und zwischen dieser und dem Kanale ein Pförtchen war, aus dem man hinaus und dann auf einer kleinen Brücke über den Kanal konnte. Man konnte auch unter schönen Bäumen an der Mauer hinaufgehen; dann kam man an das Schloß, aber hier nicht über den Graben; nur vor der Einfahrt war noch eine Brücke. Edgar kannte das Alles, wie man seine Heimath kennt, und doch erweckte es keine Erinnerungen in ihm; sein Auge drang durch die Bäume und Gebüsche, nur um Mathilde zu suchen. Endlich erblickte er sie; wie er es geahnt hatte, saß sie an seinem und ihrem Lieblingsplatze auf der alten Steinbank, unter dem Ahorn, der noch immer nicht müde wurde zu grünen, obgleich er schon über vierhundert Jahr alt war und sich schon recht schwer auf die noch ältere, aber noch uner-

schütterte Mauer lehnen mußte. Früher hatten andere Bäume hier gestanden, da war er als Same hierhergeweht worden, aufgegangen, erst schüchtern, dann immer vergnügter gewachsen; die alten Bäume hatten ihn geschützt, aber auch verborgen, so daß Niemand sich um ihn gekümmert hatte. Dann waren die alten Bäume abgestorben und gefällt worden, und nun hatte man ihn entdeckt und gelobt, und er war groß und endlich alt geworden. Von Lodoiska und Jaromir wußte er nichts, die hatten vor seiner Zeit gelebt; aber von manchem andern Jünglinge, auch wol von einer holden Tochter des Schlosses war er der Vertraute gewesen. Vielleicht hatte das Pförtchen sich manches Mal einem Liebenden geöffnet, der sich ein oder hinausschlich; aber der treue Baum hatte es nie verrathen. Jetzt sollte er wieder Liebende sehen und schwieg auch und breitete seine Aeste weit aus, als wolle er schützen und verbergen. Der Sonnenschein drang aber doch hindurch und umglänzte die Bank und Mathilde, die still in ganz einfachem Kleide und mit aufgestecktem Haare dasaß, und eben in dieser Nachläßigkeit so wie in der Bläße, die ihr gesenktes Gesicht bedeckte, reizend aussah, aber tieftraurig war, weil sie sich fragte, warum Alexander denn nicht immer so gewesen sei, als

in den letzten Monaten? Dann hätte sie ihn, wenn auch nicht so als Edgarn, aber doch so innig geliebt, daß Edgar ihr Herz nicht sehnend gefunden, nicht gewonnen hätte; aber nun war es zu spät gewesen. Das überdachte sie, und einzelne Thränen fielen auf ihre gefalteten Hände, die sie in den Schooß gelegt hatte, herunter, während über ihr Ranken, welche an der Mauer hinaufgeklettert waren, den Sonnenschein gierig einsaugten, und unten an den Steinen und neben der Bank Gräser und Kräuter sich eines über das andere hinaus in den Frühling drängten. Die Bäume an dem Kanale hörten hier auf; unter dem letzten stand Edgar und starrte auf Mathilde; er wollte sie nicht erschrecken und konnte doch kaum an seinem Platze bleiben. Da erhob sie die Augen und sah ihn, sie schwieg und blieb sitzen, aber ihre Hände schlossen sich krampfhaft in einander. „Mathilde!" sagte er und näherte sich ihr langsam, bis auf einige Schritte, wo er stehen blieb; „Mathilde! dachten Sie an mich? Ich liebe Sie." Sie zitterte und weinte. „Lassen Sie uns ruhig sprechen, Mathilde," fuhr er fort, obgleich er sich nur mit der größten Mühe bekämpfte; „Sie müssen mein werden." — „Das kann ja niemals geschehen," antwortete sie, bitterlich weinend.

„Doch," sagte er, „doch. Oder lieben Sie mich nicht genug?" — „O Gott;" sagte sie und hob die strömenden Augen zum Himmel auf. Er hatte sich ihr unwillkührlich noch mehr genähert; nun riß es ihn hin, und er preßte sie heftig an seine Brust. „Mathilde!" rief er, „Sie nicht haben? eher sterben!" Sein Kuß verschloß ihr die Lippen. „Laß sie los!" sagte Heinrichs Stimme hinter ihm. Er wandte sich wild um; Mathilde fuhr mit einem angstvollen Schrei in die Höhe; der Jüngling stand da, wo Edgar vorhin gestanden hatte, eine entsetzliche Bläße entstellte ihn und aus seinen Augen drang ein fahles Licht. „Was willst Du hier?" rief Edgar zornig, indem er Mathilden noch immer umfaßt hielt. „Laß sie los!" wiederholte Heinrich, mit leiser, aber schrecklicher Stimme, „oder ich vergesse Alles." Mathilde wollte sich entsetzt losmachen, aber Edgar riß sie noch fester an sich. „Auf Deinen Befehl nicht;" sagte er kalt. Heinrich trat einen Schritt vor; doch jetzt hörte man von der Gartenthür her die Stimme Alexanders, der nach seiner Frau und seinen Brüdern fragte. Heinrich gelang es, sich zu bekämpfen, und er sagte: „ich werde jetzt noch schweigen, aber wachen." — „Wie Du willst;" antwortete Edgar gleichgültig, indem er Mathilden

auf die Bank niederließ und dann Alexandern entgegenging. Mathilde weinte fort; Heinrich stand finster da. Als Edgar mit Alexandern zurückkam, trat Heinrich auf diesen zu und sagte: „Du hast mich nicht gerufen, aber ich bin doch gekommen." — „Ich wollte Dir etwas ersparen," antwortete Alexander; „doch da Du hier bist, ist mir's lieb." Dann setzte er hinzu: „warum weinst Du so, Mathilde?" — „Es bewegt sie;" antwortete Edgar, indem er sich ihr näherte und ruhig sagte: „Fassung!" Alexander näherte sich ihr auch, aber er umfaßte sie und hob sie so sanft in die Höhe. „Liebes Herz!" sagte er dabei, „liebes, gutes Herz!" Seine Stimme war so zärtlich, daß Edgar die heftigste Eifersucht empfand, welche beinahe hervorgebrochen wäre, als Mathilde sich fest an ihren Mann schmiegte. Dieser fragte: „gehen wir hinauf?" Sie gingen, er noch immer Mathilde umfassend, Edgar neben ihm. Heinrich folgte mit Anbetung für Alexander, mit Haß und Verachtung gegen Edgar und die junge Frau.

Im Zimmer angekommen, forderte Alexander seine Brüder auf, zu entscheiden, was er thun solle. Er betrachtete Goczyn, da ihr ganzes Vermögen darauf stand, auch mit als ihr Eigenthum. Heinrich sagte fest: „Goczyn muß erhalten wer-

den, und sei es mit den größten Opfern." Edgar sagte nichts gegen diese Entscheidung; aber er entwickelte ruhig den Stand und den wahrscheinlichen Lauf der Verhältnisse. Der Verstand muß jeder Leidenschaft dienen; Edgar gebrauchte den seinen, um seine Eifersucht, seinen Groll gegen Alles, was ihn von Mathilden trennte, in kalten, schlagenden Worten auszulassen. Seine Worte trafen um so schärfer, da er Recht hatte. Alexander war nicht im Stande, den Besitz unter den Verwickelungen, welche folgen mußten, wenn man die Gelder zu übertriebenen Zinsen aufnahm, frei zu erhalten. Es war fast mit Gewißheit vorauszusehen, daß er sich früher oder später in derselben Lage befinden würde, aus der er sich jetzt zu retten suchen mußte; aber es war nicht vorauszusehen, ob dann auch, wie jetzt, das Vermögen der Brüder gesichert sein würde. Das war es, was Edgar in kurzen Sätzen entwickelte, worauf er schwieg und gleichgültig in einem Buche blätterte. Alexander hatte das Alles schon selber durchgedacht; hätte er allein gestanden, so würde nichts ihn bestimmt haben, zu weichen; jetzt entschied er sich nach einem letzten kurzen Kampfe für das Opfer und sagte: „gut, ich verkaufe."

Heinrich, der wol wußte, daß dieses Wort

unwiderruflich sei, warf einen glühenden Blick des Hasses auf Edgar. Mathilde hatte bisher schweigend zugehört; als sie jetzt den schmerzlichen Ausdruck von Alexanders Zügen sah, eilte sie herbei, fiel ihm um den Hals und rief: „Nein, nein, das nicht! Wir wollen Alles thun, wir wollen uns auf jede Art einschränken; nur das darf nicht sein!"

Alexander drückte sie an sich. „Nein, Mathilde;" sagte er, „es muß sein. Edgar hat Recht, und ich habe meine Unfähigkeit schon früher erkannt. Und was das Einschränken betrifft — das brauchen wir nicht erst zu wollen, wir werden es ohnehin müssen.

„Und wenn uns nichts bleibt," rief Mathilde, „als dieses Schloß, an dem Dein Herz hängt! Ich weiß, Du denkst an mich, aber ich will nichts, als Dich nicht mehr so traurig sehen. Denke nicht anders von mir, verkaufe nicht!"

„Ich denke von Dir nur, daß Du mein Liebstes bist;" antwortete Alexander, „aber verkauft muß werden; es ist nöthig, und ich habe es gesagt."

Sie wollte noch einreden, aber er wiederholte ernst: „ich habe es gesagt." Dann wandte er sich zu Edgar, der Mathilden mit zusammengezogenen Lippen gehört hatte, und bat ihn, an Herrn

Faß zu schreiben, damit am andern Tage Alles abgemacht werden könne. — Herr Faß hatte von Tag zu Tag ungeduldiger auf einen solchen Brief gewartet; er kam am frühsten Morgen, am Abend war Goczyn sein, in drei Tagen wollte Alexander es verlassen. Am liebsten wäre dieser nicht einen Augenblick länger geblieben; aber was man mitnehmen wollte, die Bibliothek, das Silber und so viel Betten, Wäsche und Porzellan, als zu der künftigen, in das Kleine zu ziehenden Haushaltung nöthig war, mußte eingepackt und zu Frau von Hain geschickt werden. Alles Uebrige, was das Haus enthielt, wurde Herrn Faß überlassen, da eine Versteigerung Alexandern unerträglich gewesen wäre. Die Ahnenbilder sollten nicht aus ihrer Ruhe gestört werden; man vertraute sie der romantischen Thorheit der zukünftigen jungen Besitzerin an; aber die Waffen und Geräthe der Vorfahren wollte Heinrich durchaus nicht zurücklassen, und so wurden sie zum großen Verdruß des Herrn Faß, der sie, wie er sagte, gern auch gehabt hätte, noch zuletzt eingepackt und fortgeschickt.

Sonnenstrahl wurde ebenfalls auf das Gut der Frau von Hain gebracht und dort der besondern Freundschaft Wilhelms empfohlen. Seine

vier schönen Rappen behielt Alexander auch, aber nur, um sie in der Residenz, wohin man nach Edgars Vorschlag zuerst wollte, zu verkaufen. Dann wollte man nach Berathung mit Herrn von Bayer einen Lebensplan entwerfen, vielleicht erst einige Zeit reisen, vielleicht auch sich gleich für einen Ort bestimmen, wie das sich denn am Besten machen würde.

Johann hatte von Herrn Faß glänzende Anerbietungen erhalten, damit er, wenn Alexander es erlaube, in seinem Dienste im Schlosse bleibe, aber darauf sehr höflich geantwortet: „er sei kein Erbstück." Von ihm abgewiesen, ging Herr Faß zum alten Henne, um wenigstens einen von der Dienerschaft Alexanders zu behalten; denn der Kutscher blieb auch bei seinen Rappen. Der alte Soldat empfing den neuen Herrn mit wenig Höflichkeit, war aber schon entschlossen zu bleiben; denn seit zwanzig Jahren war er mit jedem Baume im Garten verwachsen. Seine runde Frau aber hörte kaum von diesem Entschlusse, als sie ihm unumwunden erklärte: dann bliebe er allein zurück, sie ginge mit der Herrschaft. Er starrte sie ganz verdutzt an und wollte ihr im Anfange gar nicht recht glauben; als sie ihn von der Ernstlichkeit ihrer Worte überzeugt hatte, schwankte er lange

zwischen seiner Hälfte und den Bäumen und Krautbeeten. Endlich trugen diese den Sieg davon; mit einem schweren Seufzer sagte er: „so geh', wenn Du willst." Und sie packte wirklich ihre Sachen zusammen.

Drei Tage sind bald vergangen. Der letzte Abend in Goczyn war angebrochen. Eine rosige Dämmerung lag auf den Wiesen und wallte um die fernen Waldsäume. Der Mond ging in diesem zarten Lichte über dem Garten auf und machte Alles noch lieblicher. Die Aepfelblüthen dufteten, die alten Bäume rauschten mit den frischen Blättern, als erzählten sie verjährte Sagen mit neuen Worten. Die Frösche schwiegen nicht im Graben, d'rüben am Kanale sangen die Nachtigallen, und in aller dieser Frühlingsschönheit stand das graue Schloß so feierlich ernst, als wüßt' es, daß am andern Morgen die Söhne des alten Geschlechtes, dessen Heimath es so lange gewesen war, es verlassen und einem Fremden übergeben würden.

Man hatte sich zum Thee in dem Wohnzimmer versammelt. Außer dem Flügel und einigen kleineren Geräthschaften fehlte nichts darin, und doch hatte es nichts Wohnliches mehr. Von einer Unterhaltung war natürlich gar nicht die Rede. Man trank schweigend; Jeder überließ sich seinen Gedanken.

Der Abend wurde dunkler und das Mondlicht deutlicher. Das Zimmer nahm eine heimliche Gestalt an, zugleich aber drang der Duft süßer und hinauslockender zu dem offenen Fenster herein. „Wollen wir noch einmal in den Garten gehen, Mathilde?“ fragte Alexander. Sie stand sogleich auf; er gab ihr ein Tuch um und öffnete ihr dann die Thür. Wie ein Schatten verschwand sie dadurch, er folgte ihr und machte hinter sich die Thüre zu. Edgar und Heinrich blieben allein.

Edgar wandte sich zu dem Fenster und wartete auf Mathildens Erscheinen unten. Sie trat bald hinaus; Alexander folgte ihr langsam über die Brücke und durch die Thür am Ende derselben; als sie aber im Garten waren, schlang er seinen Arm um den zarten Wuchs Mathildens, zog sie dicht an sich, und so gingen sie in den stillen Wegen hin. Aber auch jetzt schwiegen sie lange, bis endlich Alexander sagte: „So war es an dem Abende, wo ich Dich zuerst hier einführte. Damals meinte ich, es sei auf lange Jahre, und morgen —“

„Alexander, mußt' es sein?“ fragte die junge Frau.

„Es muß nichts sein, Mathilde;“ antwortete er; „oder es muß Alles sein. Sind wir gebun-

den? sind wir frei? Ich weiß es nicht. Wir thun, was wir eben für das Beste halten. So auch ich hier. Vielleicht hätt' ich etwas Anderes thun sollen, vielleicht konnt' ich es auch. Nun ist's zu spät, und am Ende ist's auch gleich."

„Nein," sagte sie ernst; „es ist nicht gleich, ob man sich glücklich oder unglücklich macht, und Du wirst jetzt unglücklich sein und —"

„Durch meine Schuld? Meinst Du das? Du hast Recht, ich hätte mein altes Besitzthum mehr vertheidigen können, aber ich bin muthlos."

„Ich habe Dich immer für unerschütterlich stark gehalten."

„Ja, ich mag täuschen; meine Ruhe, mein ganzes Wesen mögen den Eindruck von Kraft hervorbringen, aber eigentlich hab' ich keine; mein Muth ging lange verloren; ich kann keinen Kampf mit dem Leben aushalten."

„Du kannst das Kleine nicht, weil Du nur das Große kannst;" antwortete Mathilde.

Alexander sah sie bewegt an. „So denkst Du von mir?" fragte er; „täuschest Du Dich auch nicht, Mathilde?"

„Nein," antwortete sie fest. „Du wurdest auf der Höhe geboren; deswegen hast Du unten im Gewühl der Flächen keine Luft und kannst nicht

vorwärts, wie die Andern. Aber man gebe Dir Raum dahinzuschreiten, und es wird kein Ziel sein, an welches Du nicht gelangst."

„Auf der Höhe;" wiederholte Alexander; „das ist kein Glück, man ist einsam da. Oder bist Du es neben mir nicht gewesen?"

„Du kannst nicht lügen," fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „Du schweigst, und das ist mir Antwort genug. Ich habe Dich nicht glücklich gemacht."

„Du hast mich nicht geliebt;" sagte sie so leise, daß man ihre Worte kaum hörte.

„Ich kann auch nicht lügen;" erwiederte er. „Nein, ich habe Dich nicht geliebt, wie Du es werth warest. Ich habe Deine Lieblichkeit empfunden, Dich gesegnet wie meinen Engel, Dir gedankt, aber Dich nicht geliebt. Vergiebst Du mir?"

„Ich hatt' es nicht zu fordern;" antwortete sie.

„Engel!" rief er; „Mathilde, ich liebe Dich doch! Was mein Herz noch hat, das giebt es Dir. Aber freilich, es ist nur wenig."

„Armer Alexander!" sagte sie sanft.

„Ja wohl, arm;" antwortete er; „ich wollte, Du wärest schon aufgeblüht gewesen, als ich noch alle meine Liebe hatte; Du hättest sie nicht weggeworfen, und ich wäre glücklich. Nun habe ich Dich

in mein Schicksal verflochten, ohne Dir ein freundliches bereiten zu können, und Du könntest mir bittere Vorwürfe machen, wenn Du nicht wärest, was Du bist. Aber ich selber mache mir sie."

„Alexander," sagte sie, „es kommt Alles von Gott. „Wenn Du mich auch nicht liebst, so hast Du mich doch lieb, und dann Deine Güte und Nachsicht, die sich immer gleich blieb — o, nein! ich habe Alles, worauf ich Anspruch machen darf."

„Du vergiebst mir also ganz?" fragte er. „Jede einsame Stunde, alles unbefriedigte Sehnen, meine trüben Blicke, die Liebe, die ich noch jetzt auf das Grab einer Andern streue, da sie doch Dir gehört — Alles, Alles?"

„Alles!" sagte sie und barg den Kopf an seiner Brust. Es drängte sie, auch um seine Vergebung zu bitten, und doch fühlte sie sich ihm in diesem Augenblicke so eigen, daß ihre Liebe für Edgar ihr fast nur wie ein böser Traum erschien, daß sie sich gerettet glaubte und schwieg.

Auch er schwieg; aber er preßte sie fest an sich und drückte seine Lippen in ihr Haar, auf ihre Stirne, auf ihre Lippen. Er schien von heftiger Wehmuth bewegt zu sein und dieses theure Wesen wie vor einem Abschiede noch einmal recht nahe fühlen zu wollen. Sie standen eben unter einem

der blühenden Aepfelbäume; er brach einen Zweig mit Knospen und Blüthen ab und drückte ihn in Mathildens Hand; dann führte er sie langsam dem Schlosse wieder zu.

Dort war unterdessen nicht von Liebe gesprochen worden. Als Edgar Mathilden nicht mehr sah, stützte er den Arm auf das Fensterbret und den Kopf auf die Hand, und wollte in die Zukunft sehen. Da fühlte er seine Schulter leise und doch heftig berührt, und als er sich umwandte, sah er Heinrich entschlossen vor sich stehen.

Sie sahen sich einige Augenblicke lang fest an; dann sagte der Jüngling wie damals in der Residenz: „ich habe mit Dir zu sprechen."

„Wie vor drei Tagen im Garten?" fragte Edgar; „was willst Du?"

„Wissen, was Du willst;" antwortete Heinrich.

„Mit welchem Rechte?" fragte Edgar.

„Mit demselben Rechte, mit welchem ich mich überall dem Schlechten entgegensetze;" antwortete Heinrich.

„Thue das da, wo Dein Recht anerkannt wird;" sagte Edgar; „ich erkenn' es nicht an."

„Aber ich kenne Deinen Willen," sagte Heinrich finster, „Dein Wesen und Deinen Willen. Ich habe Dich lange gekannt. Du entgehst mir nicht."

„Was frägst Du mich da erst.“

„Weil ich Deine Schlechtigkeit aus Deinem eigenen Munde hören wollte.“

„Und hast Du sie gehört?“

„Ja, denn Du hast geläugnet.“

„Geläugnet, und auf Deine Frage?“

„Oder Dich der Antwort entzogen. Das ist eins, und Dein Schweigen Antwort genug. Du willst Mathilde entehren, wie Du schon andere Frauen entehrt hast.“

Edgar wandte sich mit verächtlichem Lächeln von ihm ab.

„Du brauchst nicht zu lächeln;“ sagte Heinrich. „Ich meine das nicht im gewöhnlichen, nicht in Deinem Sinne. So viel verstehest selbst Du von Mathildens Reinheit, daß Du weißt, Du kannst sie nur mit einem Scheine von Recht gewinnen. Du wirst Alexanders Edelmuth mißbrauchen, ihn dahin bringen, daß er seine Rechte aufgiebt, vielleicht selber bei Mathilden für Dich spricht. Dann wirst Du sie heirathen. Du siehst, ich kenne Dich gut.“

„Vortrefflich;“ sagte Edgar ironisch.

„Spotte nicht!“ rief Heinrich heftig.

„Wie soll ich Deine Anmaßung anders aufnehmen?“ fragte Edgar. „Etwa indem ich Dich wie einen Knaben züchtige?“

Das Gesicht des Jünglings wurde vom Krampfe der Wuth bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und er ballte die Hände. Dann faßte er sich mit aller Macht und stand dem Bruder eben so kalt als dieser gegenüber.

„Ich habe Dir noch nicht gesagt, was ich will," sagte er, „und bitte Dich es zu hören. Wenn Du es wirklich dahin bringst, daß Mathilde Alexandern verläßt, so wirst Du mir den Tag vor Deiner Hochzeit mit ihr eine Zusammenkunft mit Pistolen gewähren."

„Und wenn ich sie abschlage?" fragte Edgar.

„Das wirst Du nicht;" antwortete Heinrich. „Oder sollte Dir es einfallen, daß wir Brüder sind? Das laß Dich nicht stören. Ebenso gut, als Du die Frau des einen Bruders verführst, kannst Du auch mit dem andern Kugeln wechseln. Wenn man sich einmal über dergleichen Bedenklichkeiten hinwegsetzt, muß man es auch in allen Dingen thun. Wie gesagt, wenn Du Mathilde überredest, zwischen uns eine Zusammenkunft mit Pistolen!"

„Und wenn ich sie abschlage?" fragte Edgar noch einmal.

„Dann schieße ich Dich so nieder;" antwortete Heinrich kaltblütig.

„Gut;“ sagte Edgar.

„Ist es abgemacht?“ fragte Heinrich.

„Du wirst den Tag bestimmen;“ antwortete Edgar. Heinrich setzte sich nun auch nieder, und sie schwiegen, bis Alexander und Mathilde wieder hereintraten. Bald nachher trennte man sich. Von Ruhe konnte aber in dieser Nacht nicht die Rede sein; nur Mathilde schlief gegen Morgen, von Thränen müde, ein.

Der Morgen kam und theilte die duftigen Nebel. Dann kam die Sonne, und die Nebel lösten sich halb auf und blieben halb als goldene Schleier noch hängen. Heinrich trat an das Fenster, und ihm gegenüber stand Alexander an dem seines Schreibzimmers. Die Brüder grüßten sich ernst; dann ging Heinrich in den Garten, Alexander zu Mathilden, sie zu wecken. Sie schlug die Augen traurig auf. „Liebes Herz,“ sagte er sanft, „der letzte Morgen ist da.“ — „Ach, wenn er erst vorüber wäre!“ sagte sie beklommen. „Er wird es bald sein;“ antwortete Alexander. Er schellte dem Mädchen; Mathilde eilte mit dem Anzuge und kam bald in den Saal, wo die Brüder schon waren. Man frühstückte; unten wurde der Wagen bepackt, ebenso ein kleiner für Frau Henne und das Mädchen. Während dieser letzten Vorbereitungen brachten Neu-

gierige aus dem Städtchen die Nachricht, Herr Faß werde mit dem Pächter, welcher seine Tochter heirathen sollte, bald hier sein, die Tochter aber erst zu Mittag folgen. „So müssen wir eilen;" sagte Alexander. Der Kutscher zog schon die Pferde heraus, Edgar und Heinrich hatten ihre Hüte, auch Mathilde hatte bereits Abschied von ihren Zimmern genommen. „Ich werde mir auch den Hut holen;" sagte Alexander. Er ging, der Wagen stand bereit, — da fiel ein Schuß. „Was war das?" fragte Mathilde zitternd. Edgar ging rasch hinaus, Heinrich folgte halb wahnsinnig. Als sie an der Treppe vorübereilten, stürzte die Dienerschaft leichenblaß herauf. „Dort war es!" schrie Johann und wies nach dem Schreibzimmer. Alle drangen hinein. Alexander lag auf dem Sopha, er hatte fest auf das Herz gezielt und bewegte sich nicht mehr. Auf dem Schreibtische lag ein Blatt, nur zusammengefaltet, an Heinrich von Aarhausen gerichtet. Hier ist, was es enthielt:

„Das Leben hat mich schon lange gedrückt; „jetzt wird es mir mit einem Male zu schwer. „Ich glaubte mich von hier losreißen zu „können, aber die alte Zeit zieht mich zurück „und in's Grab. Ich folge, indem ich, was

„mein ist, Mathilden lasse. Sie laß ich Dir, „und Euch Alle segne Gott, so wie er mir „verzeihen möge.

Alexander.“

Dreizehntes Kapitel.

Es waren zwei Monate seit Alexanders Tode verflossen, und im Hause der Frau von Hain wurde Alles zu einer Reise Mathildens vorbereitet.

Mathilde war gleich nach dem schrecklichen Ereignisse zu ihrer Mutter gebracht worden und bis jetzt dageblieben. Edgar und Heinrich allein waren der Leiche zu der Grabstätte gefolgt, welche sie im Walde an einer einsamen Stelle, wo Alexander mit Mathilden und Heinrich bei ihren Spazierritten manchmal abgestiegen war, gewählt hatten. Herr Faß hatte gegen diese Wahl nichts eingewendet; der arme Mann war so erschrocken und unglücklich, als man nur sein kann, und feierte die Hochzeit seiner Tochter nicht in Goczyn, sondern in seinem alten Hause im Städtchen, und auch da

nicht mit rechter Freude. Nach dem Begräbniß war Heinrich Mathilden gefolgt, Edgar nach der Residenz zurückgekehrt.

Edgar war heftig erschüttert. Als er zum ersten Male Herrn von Bayer wiedersah, bedurfte er einiger Minuten, um sich so weit zu fassen, daß er sprechen konnte. Auch Herr von Bayer konnte seiner Bewegung kaum gebieten und fragte nur, gleichsam wider Willen dazu getrieben, nach den näheren Umständen dieser That, welche so ungeahnt und darum doppelt entsetzlich war.

„Hat er denn niemals etwas geäußert, woraus Sie hätten schließen können, daß er diesen Gedanken hegte?" fragte er heftig.

„Nie;" antwortete Edgar. „Er war nicht glücklich, das wußten Sie, wie wir Alle; aber mir ist selbst die Möglichkeit eines solchen Entschlusses von ihm nicht eingefallen."

„Er entschuldigte aber doch den Selbstmord?"

„Wie er Vieles entschuldigte, ohne es zu vertheidigen. Er sprach überhaupt nur im Allgemeinen davon, nur als von einer Erscheinung im innern Gebiete der Menschheit. Nie wandten wir uns von solchen Gesprächen auf uns selber zurück. Ich verliere mich in dem Nachsinnen über das, was ihn getrieben hat."

„Sie liebten seine Frau, Aarhausen?“

„Davon wußt' er noch nichts.“

„Wissen Sie das?“

„Mein Leben dafür. Hätt' er es gewußt, so würden seine letzten Worte meine Vereinigung mit ihr bestimmt haben.“

„Wär' es denn wegen des Verkaufes gewesen? Aber dazu konnt' er ja nicht gezwungen sein, mochten die Sachen auch noch so schlimm stehen.“

„Er glaubte es zu sein;“ antwortete Edgar und theilte dem auf- und niederschreitenden Freunde die Geschichte des Verkaufes mit, ohne den Antheil, welchen er selber daran gehabt hatte, zu verschweigen. Edgar war zu stolz, um etwas, das er gethan hatte, jemals zu verheimlichen, besonders wenn es etwas Tadelnswerthes war. Er erwartete dann mit Kaltblütigkeit Vorwürfe, Mißdeutungen, Alles, was nur folgen konnte, und dieses Mal wurde ihm nichts erspart. Herr von Bayer, der nur sehr selten, aber dann auch ordentlich heftig wurde, warf ihm in den schonungslosesten Ausdrücken seine Selbstsucht vor und verließ ihn endlich, indem er sich so ziemlich ganz von ihm lossagte. „Hätten Sie mir nur ein Wort gesagt,“ schloß er, „ich hätte Alles gethan, und mir wäre auch Alles gelungen. Jetzt nutzt es nichts,

daß ich es erfahren habe, und auch Sie brauchen mich nicht, ich sage Ihnen also Lebewohl."

Einige Tage später erhielt Edgar von Hortensen, die auf dem Lande wohnte, folgenden Brief:

„Wenn Sie die Schriftzüge der Hand erkennen, „die Sie sich vor einem halben Jahre erbaten und „seit einem dunklen Abende nicht mehr gefaßt ha= „ben, so erschrecken Sie nicht; es ist zum letzten „Male, daß Sie diese Züge sehen, und Sie sollen „keine Vorwürfe darinnen lesen.

„Was furchtbar und unerwartet in Ihr Leben „getreten ist, habe ich durch Bayer erfahren, der „Sie zugleich auf das Heftigste anschuldigte. Sie „sollen selbst ein solches Ende geahnt haben. Ich „kenne Sie, Edgar, wie Sie Ihren Bruder kann= „ten, als Sie sagten: er würde seine Frau Ihnen „vermacht haben, wenn er um Ihre Liebe gewußt „hätte. Er hätte es gethan, und Sie dürfen ohne „Vorwurf durch seinen Tod glücklich werden.

„Werden Sie es denn. Ich gebe meine An= „sprüche an Sie auf. — Oder habe ich etwa keine „mehr? Bilde ich mir nur ein, Sie frei zu lassen, „während Sie schon frei sind?

„Ich glaube beinahe, daß es so ist, und doch „möcht' ich so gerne auch noch etwas für Sie thun, „ehe ich auf immer von Ihnen scheide. Was denn?

„Ihnen vergeben? O wie aus vollem Herzen; aber „wer weiß, ob Sie sich Vorwürfe machen, und „dann wäre ja die Vergebung unnütz. Und so „bin ich wirklich so arm, daß ich nichts, nichts „mehr für Sie habe?

„Nein, ich segne Sie; Edgar, die Verlassene, „die Sie so unaussprechlich geliebt hat und die „von nun an einsam und hoffnungslos leben wird, „die Verlassene segnet Sie. Seien Sie glücklich — „mit einer Andern. Ich habe Ihr Herz nicht „stillen können — möge Mathilde es können; mögen „Sie mich nie vermissen! Schreiben Sie mir nicht; „ich will nun nichts mehr in der Welt."

Edgar las diesen Abschied mit ernster Aufmerksamkeit, aber er fühlte ihn nicht; er konnte nichts fühlen, als seine brennende Sehnsucht nach Mathilden, von welcher er durch Wilhelm Nachrichten erhielt, aber sonst sowol durch sein eigenes Gefühl, als auch durch ihr beharrliches Schweigen für den Augenblick gänzlich getrennt war. Hortensens letzte Worte buchstäblich nehmend, schrieb er nicht an sie; was hätte er ihr auch sagen sollen? Er überließ es ihr, ihre Liebe zu besiegen, oder als ein schmerzliches Glück zu hegen, und schloß sich mit der seinigen von der Welt ab, um über den Briefen Wilhelms zu brüten. Der Knabe schilderte den

traurigen Zustand der Schwester mit eigener tiefer Trauer. „Wir sehen sie fast gar nicht;" schrieb er; „sie ißt allein und wohnt in einer kleinen Stube am Ende des Hauses, die abgesondert liegt und auf einen schattigen Theil des Gartens sieht. Da sitzt sie oft den ganzen Tag am Fenster, ohne etwas zu thun, als starr hinauszusehen. Manchmal kommt sie heraus und einen Augenblick zu uns, wo wir gerade sind; aber dann spricht sie nur wenig Worte, und wir dürfen, auf Befehl meiner Mutter, nichts von Goczyn erwähnen; auch von Ihnen darf Keiner sprechen. Meine Mutter sagt: das erinnere die arme Schwester zu sehr an ihr Unglück. In die Kirche fährt sie jeden Sonntag und weint dann immer bitterlich. Ach, Keiner von uns kann froh sein, so lange wir sie so sehen; selbst meine jüngsten Geschwister spielen nur leise für sich hin. Ich schleiche mich mit Mariechen manchmal in die Gebüsche, dem Fenster gegenüber, um sie sitzen zu sehen; dann sieht sie blaß und still wie ein Schatten aus." In einem andern Briefe schrieb er: „Ihre theilnahmlose Stille ist einer ängstlichen Unruhe gewichen; sie hat keine Rast mehr in ihrer Stube und wandert den ganzen Tag draußen auf den waldigen Anhöhen, und Abends bis in die Nacht hinein im Garten um-

her. Heinrich geht immer mit ihr und führt sie, wenn sie müde wird. Sie sprechen kein Wort mit einander, und er sieht fast so bleich aus, als sie. Meine Mutter härmt sich auch; ich habe sie schon zweimal weinen sehen. Ach, wie wird das enden!"

Zugleich empfand der Knabe mit dem ersten Schmerze seines Lebens eine kindliche Sehnsucht nach der ersten Erscheinung seines Lebens; er hatte den Glauben, Edgar würde gewiß die Schwester trösten können, und jeder Brief schloß mit dem bangen Wunsche, daß er bei ihnen sein möchte. Einem Anderen gegenüber hätte Edgar mit mancher Entschuldigung geantwortet; aber dem Knaben konnte er nichts Unwahres sagen, er begnügte sich daher mit der Versicherung: er könne nicht kommen, so gern er es auch möchte, und bat ihn nur immer wieder, ihm recht ausführlich über die Schwester zu schreiben. So waren, wie wir schon sagten, zwei Monate vergangen; da schrieb Wilhelm in der höchsten Bangigkeit, in der ängstlichsten Bewegung: Mathilde wolle fort, wolle nach Venedig. „Sie hat der Mutter unter tausend Thränen erklärt, sie halte es nicht mehr aus, die Luft erstickte sie. Die Mutter hat ihr Alles vorgestellt, ihre geschwächte Gesundheit, die lange Reise, die Angst, in der sie uns zurückließe; sie blieb dabei, sie könnte

es hier nicht aushalten. Heute hat sie so gebeten, daß die Mutter einwilligte; aber mit welcher Bekümmerniß! Als Mathilde hinaus war, sagte die Mutter weinend: „wenn Edgar käme!“ Ich fragte: „Nicht wahr, der könnte die Schwester zurückhalten?“ und die Mutter antwortete: ja. Aber als ich fragte, warum sie Ihnen das nicht schriebe, sagte sie: „das kann ich nicht.“ Nun weiß ich nicht, warum die Mutter Sie nicht bitten kann, zu kommen; aber ich kann es und thue es hiermit. Ach ja, kommen Sie und zwar recht schnell; denn Mathilde will in einigen Tagen fort, und Heinrich soll mit ihr. Wenn Sie nichts können, dann kann Niemand etwas, und wir sehen sie nicht mehr wieder; denn sie stirbt in der Ferne.“

Nachdem Edgar dieses Mal nur mit Mühe und auf wenige Tage Urlaub erhalten, reis'te er in der heftigsten Aufregung ab. — Was war es, was Mathilde forttrieb? Eigene Reue? Heinrichs stumme Verfolgung? Doch dieser sollte sie ja begleiten. Hatte er denn schon von Alexanders Vermächtniß Gebrauch gemacht, und wollte Mathilde es erfüllen und, um das zu können, Edgars Nähe ganz fliehen? Durch den Wunsch der Frau von Hain gleichsam berechtigt, versprach Edgar sich theuer, Mathilde nicht, oder doch nur als seine Verlobte reisen zu lassen.

Daß der Weg sich endlos auszudehnen schien, brauchen wir nicht zu sagen. Endlich war der Ungeduldige im Städtchen Goczyn angelangt, und nun konnte er einem Zuge zu dem Grabe des Bruders nicht widerstehen. Er gab dem Postillon eine Stelle an, wo er auf ihn warten solle, und ging, das Schloß vermeidend, auf einem einsamen Fußsteige in den Wald. Die Grabstätte lag ziemlich tief darinnen; es war eine umbüschte Rasenstelle, mit einer uralten Eiche an einem Ende. An dem ehrwürdigen Baume, umfaßt von den herabgewachsenen Aesten, erhob sich der einfache Rasenhügel, auf welchem Edgar jetzt ein Steinkreuz fand. Dieses Denkmal war in Uebereinstimmung mit der Umgebung ganz schlicht zugehauen; in den Stein gegraben las man darauf die Bitte: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.“ Der Hügel wie das Kreuz waren mit schönen und noch ganz frischen Kränzen geschmückt. „Sollte Mathilde hier gewesen sein?“ dachte Edgar; da hörte er schwerfällige Tritte, und der alte Henne kam mit einer Gießkanne aus der Richtung des Schlosses her. „Sind Sie da, gnädiger Herr?“ fragte er, ohne sich weiter überrascht zu zeigen. „Wie Du siehst, Alter;“ erwiderte Edgar; „aber was willst Du denn hier?“ — „Ich komme die Kränze begießen, welche die

gnädige Frau gestern hier gelassen hat;" antwortete der Alte und that, wie er sagte. „Sie war also hier?" fragte Edgar. „Ja," antwortete Henne, „und die Frau Mutter und der junge Herr auch. Sie kamen Alle zusammen; dann ließen sie die gnädige Frau allein hier und gingen auf dem Fußsteige auf und nieder. Ich stand da drinnen und sah der gnädigen Frau zu. Hat die doch hier gekniet und geweint, als ob ihr das Herz brechen wollte. Und gnädiger Herr, wie sie aussieht! Sie kommt auch nicht mehr wieder von da, wo sie hingeht. Na, und Meine geht auch mit. Da war kein Haltens. Na, da's für die gnädige Frau ist — die alte Hillen soll mir kochen — so wird sich's wol machen."

Edgar hatte nachdenkend zugehört; jetzt sagte er: „Lebe wohl, Alter, ich muß fort." — „Wollen Sie zur gnädigen Frau?" fragte Henne. Edgar bejahte; der Alte fuhr fort: „wollen Sie sie nur trösten, oder ihr auch zureden, daß sie hier bleibt?" — „Beides, wenn ich kann;" antwortete Edgar und wollte gehen; der Gärtner folgte ihm aber und sagte: „ich glaube, Sie erhalten sie nicht hier; es leidet sie nicht so nahe bei Goczyn." — „Ich glaube, Du hast Recht;" sagte Edgar; „möcht' ich selber doch nicht nahe wohnen." — „Gnädiger Herr," sagte Henne, und trat Edgarn geheimnißvoll nahe,

„es ist auch nicht mehr geheuer im Schlosse; der Herr hat keine Ruhe und — ich mag's hier nicht sagen — aber Sie werden wol wissen, was ich meine." Edgar lächelte trübe. „Der Herr hat Ruhe genug;" sagte er. „Meinen Sie, daß ihm vergeben ist?" fragte der Alte zweifelhaft und ängstlich; „es ist doch eine schwere Sünde!" — „Gott hat unendliche Vergebung, Alter;" antwortete Edgar, den diese Sorge des alten Dieners rührte; „wir wollen darauf hoffen, so lange wir dürfen." — „Ich bete alle Abende für des Herrn Seele," sagte der Alte, „thun Sie's nicht auch?"

Edgar wandte sich zurück nach dem Grabe; die Aeste hüllten es schon in blasses Dunkel. Draußen war noch Abendroth, aber hier so tief im Walde selbst auf der Rasenstelle schon Dämmerung. An der Eiche standen die Blätter still, die Halme des Grases waren ohne Bewegung, aber ein leises Schwirren und Summen von Insekten ging durch den Wald. Edgar trat zu dem Kreuze und sah auf die Stätte nieder, wo der sterbliche Leib des Bruders verwes'te.

„Wenn mein Gebet Dir helfen kann," sagte er gedämpft, „so thu' ich's. Vergieb ihm, Gott! Er sei, wo Licht ist. Vergieb auch uns. Wenn meine Liebe eine Schuld ist, so vergieb sie mir. Das Leben ist ein wunderbares Räthsel; laß uns einst die Lösung

finden; laß uns zum Lichte kommen. Mich dürstet lange danach. Aber erst will ich Mathilden. Dann gebiete und führe mich — wohin — das bleibe bei Dir, der Du uns mit ewiger Sehnsucht geschaffen hast!"

Edgar bückte sich und brach eine Rosenknospe von einem der Kränze; dann wandte er sich zu Henne und gab ihm die Hand. Der Alte küßte sie, sagte: „Gott behüte Sie, gnädiger Herr!" und sie gingen auf verschiedenen Wegen aus dem Walde. Draußen wartete schon der Postillon, und Edgar fuhr nun der Nacht gleichsam entgegen und bald in ihren Schatten. Diese waren zuerst von den Sternen erleuchtet; dann aber kamen Wolken aus dem Abend an, sogen den Glanz ein und bedeckten den Himmel. Edgar bemerkte das kaum: er dachte an das Wiedersehen.

Es war bald Morgen, als er auf dem Gute der Frau von Hain ankam. Er ließ in einiger Entfernung von dem Hause halten und ausspannen, und ging bei dem verlassenen Wagen langsam auf und nieder. Die Dämmerung brach trübe durch die Wolken. Er sah und hörte Alles erwachen; die Hähne, die Krähen, die Menschen. Einige von diesen kamen nach und nach mit Geräthschaften oder mit Karren verwundert an ihm vorbei. Auch auf dem Hofe der

Frau von Hain rührte sich das Gesinde. Endlich war es fünf Uhr, und Edgar schickte hinein und ließ Wilhelm wecken.

Der Knabe kam und drückte sich fest an Edgar, der ihn küßte. Dann führte er den schmerzlich Erwarteten in den Garten, wo er nun ausführlicher von der Schwester erzählte, während Edgar mit Spannung zuhörte und Beide zwischen den Beeten auf und nieder gingen. Der Morgen wurde warm, obgleich nicht heiter, die Blumen dufteten unter dem Thau.

Als sie wol zwei Stunden so gegangen waren, sagte Wilhelm: „Nun ist die Mutter wach, und ich werde ihr sagen, daß Sie hier sind.“ Er ging; Edgar bog in einen schattigen Akaziengang ein und stand vor Heinrich.

Sie maßen sich mit einem finsteren Blicke, dann fragte Edgar: „wußtest Du, daß ich hier bin?“ — „Nein,“ antwortete Heinrich; „aber ich erwartete Dich. Du kommst auf Wunsch der Frau von Hain?“ — „Ja,“ sagte Edgar, „und stehe an jedem Tage zu Deinem Befehl.“

Heinrich antwortete nicht; aber er kehrte um und ging neben Edgar den Akaziengang hinunter. Als sie am Ende waren, sagte Edgar ungeduldig: „was willst Du noch von mir?“

Der Jüngling fuhr mit der Hand über die düstere Stirne und sagte: „Ich habe jetzt kein Recht mehr, Mathildens Neigung entgegenzutreten. Wenn Du ihre Einwilligung erhältst, reise ich ab.“ — „Du glaubst wahrscheinlich, ich werde sie nicht erhalten?“ antwortete Edgar; „Du hast Dich der letzten Worte Alexanders bedient, und meinst, Deiner Sache gewiß zu sein; aber Du irrst.“ — „Mathilde hat die letzten Worte Alexanders nicht gelesen,“ sagte Heinrich kalt. „Sie wird sie auch nie lesen. Ich will nichts von ihr; ich habe auch nicht mit ihr gesprochen. Wie sie entscheide — es ist ihr freier Wille.“

Wilhelm kam und bat, Edgar möge frühstücken kommen; die Mutter habe schon erfahren, daß er da sei, und wolle nur erst mit der Schwester sprechen. Edgar folgte dem Knaben in das Haus, wo im Wohnzimmer das Frühstück bereit stand; Heinrich war zurückgeblieben.

Bald trat Frau von Hain ein. Sie winkte Wilhelm, sich zu entfernen, und reichte Edgarn die Hand. Er hielt sie fest und sagte bewegt: „gnädige Frau, Sie sind nicht länger meine Feindin.“

„Ich war es immer nur aus Pflicht;“ versetzte sie, indem sie ihn einlud, sich neben sie zu setzen. „Jetzt hat die Lage der Dinge sich geändert — furchtbar geändert.“ Sie schauderte leicht zusammen.

„Und ich darf hoffen?“ fragte Edgar.

„Wenn es von mir abhinge, Alles,“ antwortete Frau von Hain, „denn mein Kind geht mir jetzt über jede Bedenklichkeit; aber ich fürchte, daß Sie bei Mathilden einen Widerstand finden werden, der nicht zu überwinden ist.“

„Ueberlassen Sie mir das, gnädige Frau;“ sagte Edgar mit seinem alten Lächeln.

„Ich scherze nicht, Herr von Aarhausen,“ sagte Frau von Hain etwas unwillig; „sie will Sie nicht sehen.“

„Sie will mich nicht sehen?“ fragte Edgar; „und aus welchem Grunde?“

„Sie gab keinen an;“ antwortete Frau von Hain; „sie faltete bittend die Hände und sagte: „ich kann nicht.“

„Sie soll;“ sagte Edgar bestimmt. Er bat um Schreibzeug und schrieb auf ein kleines Blatt:

„Sie wollen mich nicht sehen, Mathilde; ich „erkläre Ihnen hiermit, daß ich Sie sehen muß „und nicht eher von hier weiche, als bis ich Sie „wiedergesehen habe. Wenn Sie wollen, so mag „es zum letzten Male sein; aber sein muß es.“

Er gab das Blatt der Frau von Hain und sagte: „wollen Sie so gütig sein, es Mathilden zu übergeben?“

Frau von Hain ging; er wartete eine Viertelstunde. Dann öffnete Frau von Hain die Thür und sagte: „Kommen Sie.“

„Noch einen Augenblick;“ sagte er. Er war blaß geworden und wollte sich erst fassen.

Frau von Hain sah seine Bewegung mit tiefer Theilnahme. Er näherte sich ihr jetzt und zog ihre Hand an die Lippen. Sie gingen durch das Haus; vor der Thür von Mathildens Zimmer stand Frau von Hain still, sagte leise: „Gott gebe Ihren Worten Kraft!“ und verließ ihn.

Er klopfte an und öffnete. Das Zimmer war lang und düster und hatte nur ein Fenster. An diesem saß Mathilde; sie stand auf, aber sie sprach nicht, sondern neigte nur, ohne aufzublicken, den Kopf. Dann stand sie zitternd da und schien zu erwarten, daß er spreche.

Er näherte sich ihr wie damals im Garten und sagte nichts als: „Mathilde.“

Ihre Lippen zogen sich schmerzlich zusammen; aber sie rang gewaltsam nach Kraft und sagte endlich leise: „Sie haben darauf bestanden, mich zu sehen; ich habe Ihnen nachgegeben; darf ich Sie bitten, unsere Unterredung nicht in die Länge zu ziehen?“

„Ich werde Ihnen gehorchen;“ antwortete er.

„Sie haben mich nicht sehen wollen, darf ich wissen, warum?“

„Weil ich Sie nie wiedersehen wollte;“ sagte sie kaum hörbar.

„Nie!“ wiederholte Edgar. „Und was habe ich gethan, um das zu verschulden?“

„Wir haben es Beide verschuldet;“ antwortete Mathilde.

„Weil wir uns geliebt haben?“ fragte Edgar; „unmöglich, Mathilde! Wenn es eine Schuld war, so ist es jetzt keine mehr; Sie sind durch Alexanders Tod frei.“

„Und ich sollte von seinem entsetzlichen Tode Vortheil ziehen?“ fragte sie schaudernd. „O, nimmermehr!“

„Glauben Sie denn nicht, daß er vergeben haben würde, wenn er unsere Liebe gekannt hätte?“ fragte Edgar.

„O wenn er es gewußt hätte!“ rief sie. „Er hätte vergeben, und ich dürfte Ihnen angehören. Aber jetzt, wo er belogen, hintergangen, gestorben ist, jetzt dürfen wir nicht glücklich sein.“

„Wir haben ihn nicht belogen,“ antwortete Edgar; „denn er hat uns nie gefragt. Hätte er es gethan, so hätte ich ihm die Wahrheit gesagt, wie ich es auch so thun wollte. Oder glauben Sie, ich habe

eine heimliche Liebe gewollt? Wahrlich nicht. Offen wollte ich vor ihn hintreten und ihn bitten, Sie mir zu geben. Er hätt' es gethan."

Sie sagte weinend: „Aber jetzt trennt uns die Schuld."

„Nicht die Schuld, Mathilde," versetzte er; „nur ein Wahn, nur Ihr Wille. Und können Sie das wollen? das Unglück eines Menschen? Alexander ist todt, ich lebe, muß noch leben, wenn ich nicht zu seinem Mittel greifen will, und Sie wissen, ich will bis zum Ende aushalten. Und dennoch wollen Sie mich ihm opfern? Mathilde, ich bedarf Ihrer, er nicht. Ihm nutzt es nicht, wenn Sie mich verwerfen, und mir — ich will nicht daran denken; Sie können es nicht thun."

Mathilde hielt die Hände krampfhaft gefaltet, sah auf den Boden nieder und schluchzte. Edgar machte eine leise Bewegung, um ihr näher zu treten; da fuhr sie angsthaft zurück, und er blieb stehen, indem seine Stirne sich leicht verfinsterte.

„Ich habe in zwei Monaten viel bei Ihnen verloren, wenn Sie mir nicht einmal die Annäherung des Bruders erlauben;" sagte er; „doch ich will von Ihnen ertragen, was ich von keiner andern Frau ertragen würde. Mathilde, wenn ein Mann liebte, so bin ich es. Glauben Sie mir, es ist ein seltenes

Geschick, einen großen Stolz sich so zu unterwerfen. Prüfen Sie erst, ehe Sie es um eingebildeter Verpflichtungen willen von sich weisen. Alexander hat Sie nie geliebt; als er todt war, fanden wir das Bild einer Andern auf seiner Brust."

„Ich weiß es;" sagte Mathilde mit müder Stimme.

„Also wäre die Treue, die Sie ihm halten wollen, lächerlich;" fuhr Edgar fort. „Weiß Gott, ich hab' ihn geliebt, und sein Name soll uns heilig sein; aber um seinetwillen aufgeopfert zu werden, verdien' ich nicht, so wie er Ihr Entsagen nicht verdient. Ihre Mutter selber, Mathilde, hat mich zu Ihnen geführt; so fehlt kein Segen. Sie sind meine erste Liebe, und meine einzige Hoffnung auf Glück liegt in Ihrer Hand. Nun entscheiden Sie."

„Ich kann nicht die Ihrige werden;" antwortete Mathilde tonlos.

„Wirklich?" fragte Edgar. Sein Ton war von der flehendsten Leidenschaft in die feindlichste Kälte verwandelt. Er trat Mathilden einen Schritt näher und nahm die feinste gesellige Haltung an.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau, daß ich Sie so lange belästigt habe;" sagte er höflich. „Ich hatte die Anmaßung, zu glauben, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig sei; Sie haben mich aber so

vollkommen davon geheilt, daß Sie keinen Rückfall zu befürchten haben. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen."

Er verbeugte sich und ging. Aus dem Wohnzimmer trat Frau von Hain ihm ängstlich fragend entgegen.

„Sie sehen einen Abgewiesenen;" sagte er leicht; „Ihre Frau Tochter will der Welt das Beispiel einer heroischen Treue geben. Ich bewundere alles Große viel zu sehr, als daß ich nicht vor diesem Vorsatz hätte zurücktreten sollen."

„Herr von Aarhausen," sagte die ernste, blasse Mutter, „entscheiden Sie noch nichts; bleiben Sie noch; ich gehe zu ihr; sie muß sich neuen Bitten fügen."

„Ich danke, gnädige Frau," antwortete Edgar; „einmal ist genug. Ich liebe nicht, mich aufzudrängen."

„So habe ich meine Tochter verloren!" sagte Frau von Hain, mit Ergebung, aber auch mit tiefem Schmerze.

„Nicht doch, gnädige Frau;" sagte Edgar; „vergessen Sie denn, wer Ihre Frau Tochter begleitet? Sie dürfen Alles von dieser Reise hoffen."

„Leben Sie wohl;" sagte Frau von Hain würdevoll. Er ging, das Anspannen zu bestellen. Wil-

helm, der die Stimmen gehört hatte und herunterkam, wollte ihm nach; die Mutter verbot es ihm. Er fragte ängstlich; sie antwortete gefaßt: „Deine Schwester wird reisen; das Weitere überlassen wir Gott.“

Edgar wartete, hastig auf und abgehend, auf das Bereitsein des Wagens; da kam Heinrich von der Seite her und sah, daß die Pferde herausgebracht wurden. Eine Gluth des Triumphes fuhr über das Gesicht des Jünglings; er blieb stehen und heftete sein dunkles Auge mit Befriedigung auf Edgar, aber eben so stolz blickte dieser ihn an.

„Du denkst, Du kannst mich höhnen;“ sagte er auf englisch; „aber Du irrst. Ich bin nicht gebeugt, weil eine Frau mich nicht haben will. Nimm sie, ich überlasse Dir alle meine Ansprüche, und werde mich zu trösten wissen.“

„Du zeigst, daß Du ihrer nie würdig gewesen wärest;“ antwortete Heinrich kalt. Er ging in das Haus, eilte zu Mathilden. Als er eintrat, rollte draußen der Wagen. Mathilde saß bleich und still auf dem Sopha. „Er fährt?“ fragte sie. „Ja, Mathilde!“ antwortete Heinrich in gehobenem Tone. „So bitte Gott, daß er mich sterben lasse!“ sagte Mathilde.

Vierzehntes Kapitel.

Es war der Abend vor der Abreise Mathildens, und diese trat zu ihrer Mutter ein.

Frau von Hain hatte geweint; ihre Stärke reichte nicht aus, um thränenlos das Kind, welches ihr durch die Schmerzen selber, die es ihr machte, das liebste geworden war, ziehen zu sehen, ohne seine Wiederkehr zu hoffen; denn die klare, strenge Frau, die sich nie getäuscht oder geschmeichelt hatte, sah auch, daß nur durch ein Wunder Mathildens sinkendes Leben sich wieder aufrichten könne. Sie hatte darum geweint; aber sie wollte es der Tochter verbergen und blieb deshalb in der Sophaecke sitzen, wo es schon dämmerig war, da der Mond auf der andern Seite des Hauses leuchtete.

Mathilde kam leise näher, kniete bei ihrer Mutter nieder, und nahm deren Hand in ihre zarten, abgezehrten Hände.

Ein langes Schweigen herrschte, während Mathilde mit dem Kopfe an der Brust der Mutter ruhte. Es war zum erstenmale, daß sie ihr trauriges Vertrauen in dieser Stellung ausdrückte; vor

zwei Monaten würde sie es noch nicht gewagt haben, aber seitdem hatte sie in der Mutter das Weib entdeckt, und so fürchtete sie sich nicht mehr, und erst nachdem sie lange sich fest und kindlich an das starke und doch weiche Herz der Mutter angeschmiegt hatte, sagte sie aus der tiefsten Seele: „Meine liebe Mutter, ich bin gekommen, um Dir zu danken."

Die einfachen Worte, der rührende Ton, in welchem Mathildens sanfte, müde Stimme sie sprach, erschütterten Frau von Hain durch und durch. Sie legte den Arm um Mathildens Nacken, zog die zarte hingegebene Gestalt dicht an sich, küßte lange und schmerzlich den Mund, der nie mehr lächelte und sagte: „mein Kind, wollte Gott, ich hätte Dich schützen können!"

„Das konntest Du nicht, gute Mutter," antwortete Mathilde, traurig liebkosend; „da Gott es nicht gethan hat, konnte es Niemand. Und wärest Du auch immer bei mir gewesen, Du konntest nicht verhindern, daß ich ihn sah und hörte, und Du weißt ja, was seine Stimme und sein Auge ist."

„Ja," sagte Frau von Hain, „so verleiht Gott die herrlichsten Gaben und der Mensch wendet sie zum Verderben der Menschen an! Was hat nicht Edgar Alles empfangen, und was hat er bis jetzt gethan?"

„Liebe Mutter," sagte Mathilde bittend, „sage

nichts auf ihn. Was er auch immer gethan haben möge, mich hat er geliebt."

„Aber seine Liebe hat Dein Leben zerstört," antwortete die Mutter, „oder glaubst Du, daß Du ihn einst vergessen kannst?"

„Ihn vergessen?" wiederholte Mathilde; „liebe, liebe Mutter, nein, das ist nicht möglich. Edgar vergißt man nicht. Und wenn ich es könnte, ich möcht' es nicht, selbst für alles Glück. Daß ich an ihn denken kann, ist ja das Einzige, was mir bleibt."

„Warum wurde diesem Manne solche Macht gegeben, oder warum hast Du ihn nicht früher kennen gelernt?" sagte Frau von Hain halb vor sich hin.

„Ja, wenn das gewesen wäre," sagte Mathilde, und ein Schauer rieselte durch ihren Körper und machte ihre Stimme beben — „dieses Glück — ich habe mir es manchmal vorgestellt; aber ich konnte die Vergleichung mit der Wirklichkeit nicht lange ertragen."

„Mathilde," sagte Frau von Hain, „die Wirklichkeit stand in Deiner Macht — hast Du auch recht geprüft, ehe Du wähltest? Hat keine Scheu vor mir, keine Furcht vor Deinem Lehrer Dich zurückgehalten? - Glaube mir, mein liebes Kind, wir hätten nicht etwa aus Nachsicht mit Deiner Schwäche nachgegeben, nein, wir hätten Dich jeden Schritt mit dem

festen Glauben thun lassen, daß Du Deinem Gewissen nach ihn thun könnest."

„Liebe Mutter," antwortete Mathilde, „von Wahl war ja hier nicht erst die Rede; ich konnte ja nicht anders."

„So wirst Du gehen," sagte die Mutter, „und —" sie vollendete nicht.

„Und wenn es wäre, Mutter, so wär' es ja das Beste;" sagte Mathilde ganz leise.

„Mathilde, kommst Du wieder?" fragte Frau von Hain.

„Wenn ich kann — ja;" antwortete Mathilde mit Ueberwindung; „wenn ich nicht kann, dann vergieb mir."

„Gott segne Dich;" sagte die Mutter.

„Und Dich, Mutter," sagte Mathilde inbrünstig, „für Deine Treue von meiner Kindheit an bis zu dem Tage, für Alles, was Du mir ins Herz geprägt hast, für das Schweigen, mit welchem Du mich schontest, — für Alles, — und er lasse Dich an meinen Geschwistern eben so viel Freude erleben, als ich Dir ohne meinen Willen Schmerz gemacht habe."

Frau von Hain drückte die Tochter fest an sich; dann sagte sie: „ich bedarf der Sammlung auf morgen, darum gehe jetzt, mein liebes Kind."

Mathilde stand auf. Noch einmal sah sie mit

liebendem Blick in die schönen Züge der Mutter; noch einmal wandte sie die Augen im Zimmer von einem vertrauten Gegenstande auf den andern. Dann beugte sie sich, küßte die Stirne der Frau von Hain, sagte mit dem Ausdruck der tiefsten Liebe: „lebe wohl, meine Mutter!“ und ging leise der Thür zu. Und als sie diese ohne Geräusch hinter sich schloß, da war es, als sei in dem Schatten des Abends ein tröstendes Licht verlöscht, oder ein liebliches Rauschen von jungen Baumblättern in schwerer, trüber Luft langsam verstummt.

Draußen wartete Wilhelm mit Mariechen auf sie. Die kleineren Geschwister schliefen schon; diesen beiden aber hatte sie noch eine Stunde im Garten versprochen. Dem Prediger, ihrem Lehrer, der von seinem Dorfe herübergekommen war, hatte sie am Nachmittage Lebewohl gesagt; jetzt wollte sie von ihren Zöglingen, Rosenstöcken, die sie gepflanzt, Bäumchen, die sie aus Samen gezogen, Abschied nehmen. Leise trat sie zu allen hin; sie wußten es nicht, daß sie scheiden wollte; sie standen ruhig in der milden Luft unter den Sternen. Der Mensch trauert mit der Natur, die Natur nie mit dem Menschen. Mathilde fühlte das. „Sie sind alle grün, und ich welke!“ sagte sie schmerzlich. Dann nahm sie die Geschwister an die Hände und ging mit ihnen

durch die schattigen Gänge, so wie durch die, welche dem Sternenlicht offen lagen. So glich sie einem schönen trauernden Engel, der die Kinder bisher geleitet hatte und sie nun verlassen sollte, und von dessen Lippen die letzten himmlischen Bitten fielen. „Sei die Stütze Deiner Mutter, Wilhelm, und der Schutz Deiner Geschwister, die keinen Vater mehr haben; — Marie, mache die Mutter einst durch Dein Glück glücklich!" das waren die letzten Worte, welche die weinenden Kinder von ihr hörten, als sie an der Thür des einsamen Zimmers die Schwester endlich zögernd verließen. Die Kinder schliefen bald; der Schlaf ist der Schutzgeist der Kinder, der ihnen selbst die bittersten Thränen von den Augen trocknet. Mathilde legte sich nicht nieder. Sie ordnete, was sie zurückließ; sie schrieb ihren letzten Willen, in welchem sie das ihr von Alexander hinterlassene Vermögen zwischen Edgar und Heinrich theilte, und einige Zeilen an ihre Mutter. Frau Henne war während dem leise hereingekommen; Mathilde vertauschte ihren Anzug mit Reisekleidern. Es war Mitternacht vorüber; Johann kam behutsam, um die letzten Kleinigkeiten in den Wagen zu tragen, der schon gepackt und jetzt geräuschlos herausgezogen worden war. Als es halb Eins schlug, trat Heinrich mit sonderbar gemischten Empfindungen in das Zimmer der

Schwester. Er hatte eben mit schnellem Entschlusse das Blatt mit den letzten Worten Alexanders verbrannt, denn er konnte sich der Hoffnung nicht erwehren und wollte sich wenigstens der Versuchung entziehen, Mathilden durch einen so heiligen Willen zu bestimmen. Jetzt reichte sie ihm die Hand und sagte: „nun ist es doch so gekommen, wie Du einst sagtest: ich bin Lodoiska, Du bist Jaromir; Dir folg' ich." — „Nein, Mathilde," antwortete Heinrich, „Du folgst mir nicht, ich folge Dir, und das bis an's Ende der Welt, bis in den Tod." — „Zum Leben und zur Freude nicht," sagte sie; „aber Du hast es gewollt." — „Ich will nichts anderes;" sagte er fest. Sie lehnte sich auf seinen Arm; mit unhörbaren Tritten gingen sie durch das Haus. Ein alter Diener, der Mathilden als Kind getragen hatte, und der es wußte, daß sie die Pein des letzten Abschiedes vermeiden wollte, öffnete ihr die Thüre und war der einzige, der ihr aus ihrem väterlichen Hause einen Segenswunsch mitgab. Der Wagen stand schon bereit; Frau von Hain schickte die Tochter bis zur ersten Station; der Kutscher hatte geschwiegen, wie der alte Bediente. Am Wagen warf Mathilde noch einen Blick zurück; dann ließ sie sich von Heinrich hineinheben. Sie ließ den Schleier herunter; aber sie weinte nicht, sie sehnte sich unaus-

sprechlich fort. Heinrich stieg auch ein; Frau Henne setzte sich zum Kutscher, Johann einstweilen auf den Kasten. Dann fuhr der Kutscher langsam aus dem Hofe; die Schlafzimmer gingen alle auf den Garten; die Hunde waren besänftigt worden; Keiner im Hause ahnte die nächtliche Abreise. Als der Morgen die traurige Mutter aus ihrem Kummer, die Anderem aus dem Schlafe weckte, da war Mathilde verschwunden, wie ein Traum mit der Nacht und statt ihrer sanften Lippen sagte das zurückgelassene Blatt der Mutter und den Geschwistern ihr letztes Lebewohl.

An demselben Abende saß Hortense einsam und sah das Wasser im Springbrunnen aufsteigen und niederfallen; da trat Edgar in das Zimmer. Sie hatte schon draußen seinen Schritt erkannt; in früherer Zeit würde sie sich unwillkührlich zu diesem Wiedersehen vorbereitet haben, aber der wahre Schmerz der letzten Monate hatte sie selber wahrer gemacht, und als Edgar ihr nahe trat, suchte sie zu verbergen, wie sehr sie zitterte, und fragte, so gefaßt sie konnte: „Edgar, was wollen Sie bei mir?"

„Ihre Vergebung;" antwortete er.

„Die haben Sie schon längst;" sagte sie.

„Die Vergebung der Großmuth," sagte Edgar; „aber ich will die Vergebung der Liebe."

„Auch die haben Sie;“ antwortete Hortense.

„Ich will noch etwas Anderes,“ sagte er; „Sie, Hortense.“

„Mathilde liebt Sie nicht?“ fragte die bebende Frau.

„Nein,“ antwortete er, „aber Sie lieben mich, Hortense. Sie haben nicht um jeden Preis rein bleiben wollen; Ihre Schuld war der Preis meines Glückes, und Sie gaben ihn. Und ich verließ Sie, um jenes kalten Kindes willen; aber ich war nicht bei mir, Hortense, thöricht, unsinnig, oder auch schlecht, treulos, was Sie wollen — sagen Sie's — aber seien Sie noch einmal groß, geben Sie sich mir noch einmal hin — ich will Sie lieben, ich liebe Sie wieder, Hortense, werden Sie mein, wie Sie es wollten, wie ich es wollte — lassen Sie Alles vergessen sein — ein neues Leben, eine neue Liebe soll anfangen — sprechen Sie, — wollen Sie's, Hortense? — haben Sie mir vergeben?“

Er hatte diese unzusammenhängenden Worte rasch und heftig hervorgestoßen; — seine Stimme glühte, sein Athem war heiß und schnell, er stürzte sich mit Gewalt in ein neues Gefühl, in Betäubung, in eine andere Liebe. Hortense fühlte das, aber sie liebte ihn, und als er ihre Hände ergriff und leidenschaftlich an die Lippen preßte, sagte sie mit Schmerz

und Würde: „Edgar, Sie lieben Mathilde noch, aber sie sind unglücklich, und ich gehöre Ihnen.“ Er umfaßte und küßte sie heftig, und die unglückliche Verlobung war zum zweitenmale geschehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Spätherbstwind fuhr über den frischen Acker, und Edgar war wieder in der Residenz und — verheirathet.

War er glücklich? Nein. Er war unglücklich. Er liebte Mathilde, trotz des Hasses, mit welchem er gegen seine Liebe anstürmte, so sehr sein Stolz sich empörte, so sehr er sich selber darüber verachtete — er war unglücklich. Und Hortense war auch unglücklich; denn sie mußte neben Mathilden sinken, und sie sank. Edgar erblickte sie im Staube und zeigte ihr das, zwar nur in unbewachten Augenblicken deutlich, aber dann auch deutlich genug, und durch feindliches Wesen zeigte er es ihr in jedem Augenblick.

Sie ertrug es; sie sagte sich schmerzlich, daß sie eigentlich keine Achtung fordern dürfe; sie betrachtete die Leiden, welche ihr durch den so heißersehnten Besitz geworden, als Buße für ihre frühere Schuld; sie weinte im Verborgenen und flehte um eine bessere Zukunft; sie liebte den Mann, der sie unglücklich machte.

An einem der letzten Novemberabende saßen Beide auch so ohne Freude beisammen. Der Abend war eben erst hereingebrochen, aber die Lampe schon angezündet, denn die Dunkelstunde ist nur für Glückliche, oder für Unglückliche, die allein sind. Hortense arbeitete, Edgar las die Zeitungen, da trat der Bediente herein und meldete, daß Jemand den gnädigen Herrn zu sprechen wünschte. „Allein?" fragte Edgar. „Davon hat er nichts gesagt;" antwortete der Bediente. „So laß ihn hier hereinkommen;" sagte Hortense sanft. Edgar nickte unmuthig dem Bedienten zu, und dieser öffnete Herrn Faß die Thüre.

Der Mann war mager geworden und hatte ein verzagtes, melancholisches Ansehen, welches mit der zu weiten Weste und dem lange nicht mehr ausgefüllten Rock eine traurige Uebereinstimmung hatte. Edgar sah das, aber ohne Mitleid; auf seiner Stirne bildete sich vielmehr der feindseligste Zug. Herr Faß, der trübselig zu ihm aufblickte, verstand diesen Aus-

druck nur allzuwol und stieß einen tiefen Seufzer der Entmuthigung aus.

„Das ist eine unerwartete Ehre;" sagte Edgar endlich, als Herr Faß immer noch schweigend vor ihm stand; „darf ich fragen, wie ich dazu komme?"

„Ich bin ein unglücklicher Mensch, Herr von Aarhausen;" antwortete Herr Faß mit leiser Stimme.

„Und was soll ich dabei?" fragte Edgar.

„Ich habe es Ihnen schon geschrieben;" sagte Herr Faß, und sah noch kläglicher als vorhin zu Edgar auf.

„Ich habe Ihre Briefe unbeantwortet gelassen;" antwortete Edgar scharf.

„Das weiß ich zu meinem Unglück;" sagte der neue Gutsherr jammervoll; „aber eben deswegen komm' ich her. Sie müssen mich hören, Herr von Aarhausen, Sie müssen sich erbarmen; ich halt' es in dem unglückseligen Schlosse nicht aus."

„So ziehen Sie heraus;" antwortete Edgar.

„Das ist ja schon geschehen," seufzte Herr Faß, „aber der Spuk ist mir ja nachgezogen."

„Da kann ich nicht helfen;" sagte Edgar kalt.

„Ja, Sie können helfen," jammerte Herr Faß; „wenn das Unglücksschloß wieder in Ihren Händen ist, wird der Geist Ruhe haben. Ich hab' es Ihnen Alles auseinandergesetzt. Goczyn und Siemianice

für achtzigtausend Thaler — Sie machen den besten Rückkauf — erbarmen Sie sich — wollen Sie?"

„Nein," antwortete Edgar unbeweglich.

„Nein!" wiederholte Herr Faß; „nein! o Du mein Heiland — o Du mein Gott — ich Unglücklicher! Herr von Aarhausen, Sie sind ja doch ein Mensch, haben Sie denn kein menschliches Herz? Denken Sie sich's doch nur — beim Winde trappt es im ganzen Hause herum — wo ich stehe, packt's mich an — ist denn das ein Leben?"

„Ich weiß nicht;" sagte Edgar.

„Im ganzen Hause trappt es beim Winde;" schrie Herr Faß, mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Jammers.

„Und ich will nicht;" sagte Edgar, mit hervorzuckender Heftigkeit in der Stimme. „Ich hasse Goczyn — ich will es nie wiedersehen."

„O Du gnädiger Gott, und was soll denn aus mir werden?" fragte Herr Faß.

„Werden Sie ein Betbruder," antwortete Edgar; „singen Sie Bußlieder, wenn es trappt; schreien Sie zum Herrn, wenn es Sie packt; — thun Sie, was Sie wollen oder was Sie nicht wollen, — was ich will — wissen Sie; was aus Ihnen wird, ist mir einerlei, und nun — haben Sie meine Antwort."

„Ja, die hab' ich, aber Sie haben kein menschliches Herz;" sagte Herr Faß mit schmerzlich ergebenem Gesicht; „ich werde zurückgehen in mein Haus des Elends; aber wenn es mein Letztes ist, so haben Sie meinen Tod auf dem Gewissen."

„Wie Sie wollen;" antwortete Edgar gleichgültig. — „Was ist schon wieder?" fragte er finster den Bedienten, der leise die Thüre geöffnet hatte. „Ein Herr erwartet Sie in Ihrem Zimmer;" antwortete dieser.

„Ich habe wol nicht mehr die Ehre, Sie zu sehen, Herr Faß;" sagte Edgar zu dem geschlagenen Manne. Er ging; Herr Faß stand noch immer wie ein Bild des hoffnungslosesten Jammers da. Hortense fühlte Mitleid. „Ist denn das auch wirklich so, wie Sie sagen, Herr Faß?" fragte sie; „hat die Einbildungskraft Sie nicht getäuscht?"

Herrn Faß war es, als höre er einen Engel, so erquickend klang ihm in seiner Trostlosigkeit diese sanfte Stimme. Er kam näher und erzählte; der Mann hatte keine Vernunft mehr, nur noch Furcht; er schalt auf seinen Schwiegersohn, der an den Spuk nicht glauben wolle, und Hortense konnte ihn zu keiner andern Ueberzeugung bringen.

Während sie sich diese undankbare Mühe gab, war Edgar in sein Zimmer getreten, wo der Be-

diente die Wachslichter angezündet hatte. Von ihrem ruhigen Scheine beleuchtet, stand halb in einen Mantel gehüllt ein junger Mann und wandte sich langsam nach Edgarn um. Dieser sagte: „Heinrich!“

„Ich bin es;“ antwortete der junge Mann. Er war in tiefer Trauer, völlig blaß, ohne Regung in den Zügen, tiefe Ruhe in jeder leisen Bewegung. „Sie ist todt!“ sagte er nach einigen Augenblicken.

„Ich dachte mir's, als ich Dich sah;“ antwortete Edgar; „wann ist sie gestorben?“

„Vor einigen Wochen;“ versetzte Heinrich.

„Schmerzlos?“ fragte Edgar.

„Am Nervenschlage;“ sagte Heinrich; „ich fand sie des Morgens todt. Deine Karte hat sie noch erhalten.“

Edgar fuhr zusammen; aber er bezwang sich sogleich wieder und fragte: „weiß ihre Mutter es schon?“

„Nein,“ antwortete Heinrich; „ich will erst zu ihr. Für Dich aber fand ich diese Papiere in Mathildens Schreibtisch.“ Er legte einige Blätter in einem an Edgar überschriebenen Umschlag auf den Tisch.

Edgar sah sie nicht an. Er fragte: „wo ist sie begraben?“

Heinrich antwortete: „auf Torcello, wo ich ei-

nem Fischer eine Stelle abkaufte.“ Edgar schwieg. Heinrich sagte: „lebe wohl!“ und ging. Hortense war längst allein und wartete mit Unruhe; da kam der Bediente und sagte: der gnädige Herr habe für die ganze Nacht zu schreiben. Hortense blieb traurig einsam; Edgar las Mathildens Blätter, die hier folgen mögen.

„Triest, August.

„Wir sind hier und fahren in wenigen Stunden „mit dem Dampfschiffe nach Venedig; — dann wird „so Wasser als Land zwischen uns sein. O ich weiß „nicht, wie ich die Kraft hatte, mich bis hierher „fahren zu lassen. Wie oft hab' ich in Todesangst „die Hände auf die Lippen gepreßt, weil mich's „drängte zu schreien, daß der Wagen halten sollte, „daß ich zurückwollte. Ich zwängte das wahnsin„nige Geschrei in die Brust zurück; aber nun ich hier „bin, habe ich fast keinen Athem mehr. Der Raum „macht die Trennung; eine Stadt nach der andern „hinter sich aufgethürmt wissen, das ist's, was „scheidet und was so fürchterlich ist.

„Und dabei denken, daß Sie mit kalten, höhni„schen Worten von mir gingen, daß Sie meine „Liebe für klein und machtlos hielten, daß Sie meine „Leiden nicht anerkennen — o Gott! Edgar, fühlen „Sie denn nicht, daß ich nicht anders konnte? Ich

„weiß nicht — auch meine Mutter sprach von Wahl „— ich müßte doch auch die Möglichkeit einsehen, „wenn es eine gäbe. Es giebt keine — glauben „Sie denn, ich hätte mich freiwillig elend gemacht? „O, ich bin noch so jung — ich kann noch so lange „leben, und ich hätte das Glück nicht wollen sollen, „wenn ich es hätte fassen können?

„Edgar, ich habe es Ihnen noch nie deutlich ge- „sagt, daß ich Sie liebe, und Sie müßten es auch „wissen, hätten Sie nicht zweifeln wollen. Aber da „Sie meine Liebe eine Lüge schelten, so sag' ich's „Ihnen. Sie sind noch nie so geliebt worden, als „von mir. Dieses Gefühl tödtete meinen Frieden „und nagt an meinem Herzen; aber es ist doch das „Einzige, das ich auf Erden der Mühe werth halte. „Eh' ich Sie sah, hatt' ich blühende Jugend, und „jetzt bin ich nur noch der Schatten meiner selber; „aber ich möchte nicht wieder werden, was ich war, „und Sie nicht gekannt haben. Ich habe meine „Mutter und meine Heimath verlassen, aber ich „denke an nichts, als an Sie. Ich erröthe, indem „ich dieses Geständniß schreibe; doch Sie sollen es „erst lesen, wenn ich todt bin, und ich würde nicht „sterben können, wüßt' ich nicht, daß Sie Ihre Un- „gerechtigkeit gegen mich einsehen würden."

„Venedig, am Morgen.

„Nun bin ich in meinem Grabe, denn hier will „ich sterben. Ich will? Weiß ich denn, ob der Tod „kommen wird? Er soll ja die Unglücklichen höhnen, „indem er sie verschont; aber wenn Gott Erbarmen „hat, so schickt er mir ihn."

„Venedig, den letzten August.

„Meine Hand zuckt vor Scham, daß sie den „Wahnsinn meines Herzens schreiben soll; aber ich „kann meine Stimme nicht ersticken.

„Edgar, von Ihnen getrennt sein und wissen, „daß ich Sie nicht wiedersehe, ist gräßlich; ich weiß „nicht, wie ich den Gedanken noch länger ertragen „soll; ich weiß nicht, wie es möglich sein wird, die „künftigen Tage zu durchleben. Ich bitte Gott um „den Tod; sonst verläßt mich die Kraft, wenn Sie „nicht von der Liebe getrieben kommen und mich „retten. Ich kann Sie nicht rufen, Sie müßten „mich plötzlich mit dem innern Auge sehen, wie ich „auf Sie warte und, wenn Sie kämen, Sünde und „Alles thun wollte, um die Ihre zu werden."

„Venedig, den ersten September.

„Wenn Sie einmal eine Andere liebten — daran „hab' ich heute gedacht. O, nur das nicht! Lieber „Sie todt wissen, als einer Andern —

„Und Sie werden es thun; — wie Sie an mir

„zweifeln konnten, so können Sie mich auch ver-
„gessen. Ich sehe plötzlich scharf; Edgar, Ihr Herz
„ist nicht gut — es ist stolz, und hat für Andere
„nichts. Und sollte es doch noch an mir hängen, so
„wird Ihr Wille es mit Gewalt losreißen und einer
„Andern zuwenden. Und ich werde das hören —
„und schweigen müssen.

„O, Edgar! ich wollte manchmal, ich hätte Sie
„nicht geliebt.“

„Venedig, den 14. September.

„Es ist Sonnenuntergang — Edgar — die Gon-
„deln schiffen im goldenen Lichte. Der Himmel ist
„klar — daß er mich aufnähme! daß ich eingehen
„könnte! Unendliche Sehnsucht kommt über mich, ein-
„mal ruhig zu sein. Wenn ich jetzt den Kopf an Ihre
„Brust legen und so einschlafen könnte auf immer —
„dann wollt' ich sagen: ich bin glücklich gewesen.

„Die Stunden unsers Beisammenseins erscheinen
„mir wieder. Ich könnte sie zählen, so steht jede
„vor mir da. Erinnern Sie sich noch an welche?
„An den Sylvesterabend? An das Wiedersehen
„nachher? An den Abend Ihrer Erklärung? Ich
„denke an den einzigen Kuß, die größte Schuld und
„die einzige Seligkeit meines Lebens.

„Wenn ich hätte die Ihre werden können — las-
„sen Sie mich's einmal ganz denken! Ich hätte

„Sie täglich gesehen, oder doch nur selten auf Mo-
„nate nicht. Ich hätte für Sie geschaffen und ge-
„sorgt — Ihr Blick hätte auf mir geruht, mild und
„liebend; denn wenn Sie auch verwunden können,
„gegen mich, die ich mich ganz Ihnen hingegeben
„hätte, würden Sie diese Macht nicht gebraucht,
„Sie würden mich still an Ihrem mächtigen Herzen
„haben liegen lassen. O, das ist ein Traum, gegen
„den alle Wahrheit in der Welt nichts ist, ein
„Traum, der zu schön ist, als daß er hätte wirklich
„werden können. Und so lösche er aus!

„Edgar — nur noch einmal Ihre Lippen füh-
„len, wie sie die meinen damals liebeheiß suchten!
„Nur noch einmal Sie ansehen, und sei es auf Mi-
„nuten, oder wenn Sie schlafen, aber nicht so die
„Augen schließen müssen jeden Abend mit der Ge-
„wißheit, ich werde Sie am Morgen nicht finden!
„Die Luft bildet ja nirgends eine Mauer: warum
„dringt meine Sehnsucht nicht zu Ihnen? O der
„Raum, der entsetzliche Raum, der uns trennt!

„Das ist noch das Einzige, daß ich hier un-
„glücklich bin, wo Sie gewohnt haben. Darum
„wollt' ich auch hierher; — für mich ruhen Ihre
„Blicke noch auf Venedig — ich fühle sie, wenn
„meine Augen traurig umhersehen. Edgar — Edgar
„— wie habe ich Sie geliebt!"

„Den 20. September.

„Die Schiffe gehen und kommen — Du kommst „auf keinem; — wann wird der Tod kommen?“

„Den 28. September.

„Heute sah ich die Sonne von Torcello unter„gehen; da will ich begraben werden, Heinrich hat „mir's versprochen. Der arme Heinrich — ich wollte „er stürbe mit mir; denn was soll er ohne mich in „der Welt? Doch nein — er ist jung — er wird „sich noch trösten. Und Sie werden mich vergessen. „Wenn ich nur diesen Gedanken nicht haben müßte! „Sie haben mich geliebt, aber können Sie treu sein? „wollen Sie es? Nein, Edgar, die Treue ist nicht „für Sie; warum kenn' ich Sie denn mit einem „Male so gut? warum fällt alles Blendwerk von „Ihnen ab, und ich sehe Sie, wie Sie sind — und „liebe Sie doch, wo möglich wahnsinniger, als je?

„Alexander stand unendlich höher, als Sie — „Heinrich ist tausendmal besser, als Sie — und ich „liebte Jenen nicht und lasse Heinrich seine Jugend „ohne Hoffnung durchleben, und nur Sie sind in „meinem Herzen.“

„Den 3. Oktober.

„Wenn das Meer mich verstände, so zög' es die „Gondel, auf der ich fahre, hinunter und bettete „mich zu Tausenden auf seinen Grund.“

„Den 30. Oktober.

„Ich habe Ihre Karte erhalten — Ihre Verbin-
„dungskarte. Edgar, das hätten Heinrich und
„Alexander nicht gethan. Es ist eines Mannes un-
„würdig; denn es ist eben so gut, als schlügen Sie
„mich mit roher Hand; der Mann die schwache Frau.
„Ich verachte mich, daß ich Sie noch liebe."

„Den 31. Oktober.

„Ich bin hart gegen Sie gewesen, Edgar, wie
„Sie schlecht gegen mich waren. Ich weiß nun,
„daß Sie mich noch lieben. Nicht bei Hortensen
„werden Sie mich vergessen. Ich weiß auch, daß
„Sie mich nur verwunden wollten, weil Sie selber
„unerträglich litten. Nur ein reiner Mensch bleibt
„edel im Leiden — Sie sind nicht mehr rein — Sie
„mußten sich für Ihre Qual rächen. Aber Sie lie-
„ben mich noch und werden mich lieben — ich habe,
„was ich will; ich vergebe Ihnen, ich lasse Sie ru-
„hig mit Hortensen — Sie sind mein.

„Lassen Sie es jedoch Hortensen nicht entgelten,
„daß Sie mich genug liebten, um mich hassen
„zu können. Machen Sie wenigstens ein Wesen so
„glücklich, als Sie können. Hortense hat es um
„Sie verdient, ich gönne ihr ein armes Glück, den
„Schatten von dem, welches ich genossen hätte.
„Auch haben Sie diese Verpflichtung auf sich ge-

„nommen und müssen sie erfüllen, so wie ich von „nun an nicht mehr an Sie schreiben darf. Wie ich „die Kraft dazu haben werde, weiß ich noch nicht; „aber den Willen hab' ich, und ich sage Dir Lebe= „wohl, mein geliebter Freund, aber auch, wie Du „einst zu mir sagtest: auf Wiedersehen!"

So hatte sie also ihren Tod nicht so nahe geahnet; aber in den ersten Tagen des Novembers war sie gestorben.

Sechzehntes Kapitel.

Seit Edgar wußte, wie glühend Mathilde ihn geliebt hatte, gingen alle seine Gedanken in dem einen unter, die Erde, unter welcher sie ruhte, mit seinen Augen zu sehen und mit seinen Händen zu berühren.

Hortensen sagte er nichts, als daß er auf unbebestimmte Zeit verreise; aber sie wußte Mathildens Tod und ahnte Alles; wir brauchen also nicht zu schildern, wie sie zurückblieb.

Edgar reis'te ohne Aufenthalt. Sein Schmerz

war nicht dumpf, auch nicht schneidend; er hatte im Gegentheil etwas Wohlthuendes, aber die Sehnsucht nach dem Grabe auf der Insel trieb unaufhaltsam, und in unbegreiflich kurzer Zeit trat Edgar auf die Steine von Venedig.

Noch an demselben Abend trug eine Gondel ihn nach Torcello; das Wetter war mild und kein Eis auf den Lagunen. Das Grab war bald gefunden; es war unter einigen Weiden und ein Kreuz von Marmor zeigte es an. Auf dem Kreuze stand die von Mathilden gewünschte Inschrift: „Ich fand den Frieden.“

Edgar bückte sich und las die Inschrift; er bückte sich tiefer und faßte die Erde an; sie war kalt; er hüllte sich dicht in den Mantel und ging an dem Grabe auf und nieder; die Brust wollte ihm zerspringen, von Allem, was er darinnen verschloß; denn er sprach nicht, er ging und stand bei dem Grabe stumm wie dieses und auch eben so einsam; der Mond stand hinter Wolken, Edgar blieb in Düsterheit bis zum Morgen; dann erst kehrte er nach Venedig zurück.

Er kam fast täglich wieder, oder vielmehr abendlich; die übrige Zeit verbrachte er in der Unthätigkeit, aus welcher große Gedanken oder Entschlüsse hervorgehen. Er hatte sich von allem Aeußerlichen

frei gemacht; er gab keine Nachrichten und verlangte auch keine; er lebte in sich, um sich zu prüfen und zu erkennen. Die strengen Worte Mathildens waren hier sein Leitfaden, so wie ihre Liebesworte seine heilige Erhebung waren. Edgar war es werth, daß die Liebe zu ihm kam und sein Herz von ihm forderte. Er hörte diese Forderung und fragte sich, ob er sie erfüllen könne. Seine Seele bejahte diese Frage. Es war keine weichliche Reue, was in ihm hervortrat; es war das Erkennen, daß sein bisheriges Leben ein gehaltloses gewesen sei, es war nach diesem Erkennen der Wille, ein anderes Leben kennen zu lernen.

Der Frühling kam und Edgar stand am Ende seiner einsamen Zeit.

Es war in einer feierlichen Sternennacht, wo Meer und Himmel in einem großen Schweigen lagen, daß sein stolzer Geist entschieden die Ketten der Selbstsucht abwarf.

Von dem kleinen Raum des Grabes, wo die schönste Erscheinung seines Lebens zu Staub geworden war, sah er empor in den Raum, welchen die Welten füllen.

„Dort und überall Unendlichkeit;" sagte er. „Unsere Erde ein Tropfen am Eimer. Ich auf der Erde unter Millionen. Und doch hab' ich mich bis-

her allein in das Weltall hingestellt, als athmete nur ich. Für Andere hatte mein Herz nichts, so sagte die Geliebte — es soll nicht länger wahr sein. Wenn dieses Kreuz bedeutet, daß der Beste für die Menschen starb, so bedeutet es auch, daß ich für die Menschen leben soll. Ich will denn beginnen. Ich werde noch oft müde werden; aber ward ich früher nicht müde? So will ich gehen und handeln."

Er neigte sich zu dem Grabe und nahm Abschied. Er weinte nicht, er sah mit festem Blicke lange herab auf den Hügel, dessen Erde ihm theurer war, als Alles in der Welt; dann richtete er sich auf und ging. Als er zu seiner Gondel kam, landete eine andere, und Heinrich trat an das Land.

Der junge Mann blickte seltsam bewegt den Bruder an. Noch nie war Edgar Alexandern so ähnlich gewesen, als in diesem Augenblicke, wo er in der stillen Beleuchtung, mit dem ruhigen Entschluß in der Seele und in den Zügen, mit dem Meere zu seinen Füßen, am Ufer stand.

Er bot Heinrich die Hand, welche der junge Mann überrascht und zögernd annahm.

„Du kommst und ich gehe;" sagte er. „Ich bin von meinem und Deinem Heiligthume geschieden, wenn auch nicht für immer, so doch auf lange Zeit. Wirst Du hier bleiben?"

„Ja," antwortete Heinrich; „für mich giebt es nur diesen einen Ort in der Welt."

„Heinrich," sagte Edgar, „Du hast mich einst gehaßt. Thust Du es noch?"

Er hatte die Hand des jungen Mannes noch in der seinen zurückgehalten. Heinrich sah ihn an, wie von einer innern Macht gezwungen. Edgar hatte sich etwas zurückgezogen, und so begegneten seine Blicke denen des jungen Mannes; aller Hohn war aus seinem edlen Gesichte verschwunden, und heiliger Ernst lag darauf, wie das hehre Licht der Sterne auf dem Gewässer; seine Blicke kamen aus der Seele — Heinrich konnte dieser Erscheinung nicht widerstehen.

„Ich hasse Dich nicht;" sagte er mit ungewisser Stimme; „aber ich kann Dich auch noch nicht lieben."

„Nein," sagte Edgar, „die Kluft zwischen uns ist noch zu groß; nur allmählich kann sie sich mit neuen Gefühlen füllen. Versprich mir nur, Dich mir nicht zu entziehen, wenn ich mich Dir schriftlich nähere. Ich wünsche Dich wirklich zum Bruder zu haben, einmal weil ich Dich achte, und dann, weil Du Beide geliebt hast, welche starben. So laß uns jetzt nicht weiter zusammenkommen — ich reise auch in wenig Stunden ab — aber erwarte Briefe von mir und versprich, mir zu antworten."

Heinrich versprach es; Edgar fragte noch kurz nach Hortensen und Frau von Hain, hörte noch, daß auch er Mathildens Erbe sei, und ließ dann den Bruder auf Torcello, während er zum letzten Male nach Venedig zurück und nach wenig Stunden auf dem Dampfschiffe nach Triest fuhr, von wo er den geraden Weg nach der Heimath einschlug.

Hortense empfing ihn ohne Vorwurf. Sie war in der Zeit der Einsamkeit und Trauer sehr verblüht; aber Edgar sah das jetzt mit andern Augen.

Zum ersten Male sprach er ganz offen und ernst mit ihr. Sie hörte Alles, seine Liebe, sein Unrecht gegen ihre Liebe, seine innere Geschichte in den letzten Monaten. Er schonte sich nicht und war ihr doch nie so herrlich erschienen. Er fühlte das und dankte ihr, und gab ihr das Versprechen seiner Freundschaft, seiner Schätzung, seiner ernstlichen Absicht für ihr Glück, so weit dieses in seiner Macht stehe. Von Liebe konnte er ihr nichts sagen, die hatte für ihn auf immer geendet; aber Hortense verdiente auch nicht vollkommen glücklich zu sein.

Zunächst wandte nun Edgar seine Blicke auf Goczyn. Wenn er Herrn Faß so feindlich zurückgewiesen hatte, so war es gewesen, weil er damals Goczyn so wie Alles, was ihn an Mathilde erinnerte, haßte und vermied. Jetzt aber war auch darin

eine Veränderung in ihm vorgegangen; er sehnte sich da zu wohnen, wo sie gewohnt hatte; er näherte sich dem unglücklichen Bürger, der schon ganz verzweifelt war, und der Rückkauf von Goczyn und den beiden Gütern, welche Herr Faß behalten hatte, wurde bald zur stillen Befriedigung Edgars, zum sühnenden Jubel des armen, abgemagerten Bürgers abgeschlossen.

In Goczyn lebt nun Edgar mit Hortensen, in stiller Thätigkeit, indem er viel Neues und Gutes anlegt und fortführt. Frau von Hain ist seine Freundin, Wilhelm oft Wochenlang bei ihm; Mariechen aber, Mathildens kleine Schwester und ihr liebliches Ebenbild, kam, auf seine innige Bitte, ganz nach Goczyn, wo sie Edgars liebste, traurigste Freude ist, und alle Liebe, für die er kein eigenes Kind hat, empfängt und mit süßer kindlicher Neigung erwiedert. Sonnenstrahl ist auch wieder in Goczyn und für Marie noch immer muthig genug.

Heinrich fährt fort, in Venedig ein stilles, halb künstlerisches Leben zu führen. Edgar und er sind Freunde. Noch ist Heinrich sehr jung — ob sein Schicksal sich einst noch anders gestalten dürfte? Edgar wünscht es warm, aber er will nichts gewaltsam herbeiführen; er überläßt ihn der milden Leitung, welche Alles zum Besten führt.

Herr Faß wohnt wieder in dem Städtchen Goczyn; da hat er sonst gewohnt, da will er bleiben, kein Mensch bringt ihn wieder in ein Schloß. Er ist auf das Neue rund und stattlich trotz einem Bürgermeister, hat seiner Tochter dreißigtausend Thaler gegeben und ihren Mann ein Gut kaufen lassen, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Wahrscheinlich wird er noch einmal heirathen.

Auch Johann und Frau Henne dürfen wir nicht vergessen. Beide versehen wie sonst ihren Dienst in Goczyn; aber der alte Henne ist todt, und der Garten hat einen neuen Pfleger.

Alexanders Grab ist eine heilige Stelle; nie ist es ohne Blumen — Hortense hat es sich vorbehalten, es zu pflegen und zu schmücken. Bisweilen sind dann ihre Augen voll Thränen; denn Edgar vergißt wol noch, was er sich gelobt hat, aber er denkt bald wieder daran, und am nächsten Tage kommt Hortense mit stiller Heiterkeit in den Wald zu dem einsamen Grabe.

Druck von C. H. Storch u. Comp. in Breslau.

erme
erstr 8
Rotte

Düringsfeld, Ida von

Schloß Goczyn Aus den Papieren einer Dame von Stande

Breslau 1845

P.o.germ. 283 oc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107470-6